J. XXXIII. 52/c
Geogr.
o. 56/2

Auswahl
der
besten ausländischen
geographischen und statistischen
Nachrichten
zur Aufklärung
der
Völker
und
Länderkunde

von

M. C. Sprengel.

Zweiter Band.

Halle,
in der Rengerschen Buchhandlung
1794.

Vorrede.

Edwards im vorigen Theile angefangene Beschreibung der brittischen Zuckerinseln, ist in diesem zweiten beendigt, und mit Weglassung einzelner Discussionen, wo der Verfasser brittische Staatseinrichtungen zu einseitig beurtheilte, oder sich in allerlei Ausschweifungen einließ, die nicht eigentlich zur

Hauptsache gehören, auf die vorher angezeigte Art abgekürzt werden. Eben daher sind auch Beschlüsse der Generalversammlung von Jamaika, verschiedene Verfügungen des brittischen Parlaments, die im Original nach ihren ganzen Inhalte stehen, entweder ganz weggelassen, oder, wo es nöthig war, stellenweise gehörigen Orts eingeschaltet worden. Ein gleiches hat der Herausgeber, hoffentlich mit Zustimmung der meisten Leser, bei einzelnen Abschnitten gewagt, wo der Verfasser bis zum kleinsten Detail westindische Angelegenheiten verfolgte, die nur eigentlichen Plantagenbesitzern, ihren Gläubigern, oder wirklichen Theilnehmern an diesem Handel erheblich seyn konnten, oder wo Hr. Edwards sich zu sehr in Untersuchungen über die

Wich-

Wichtigkeit dieser Inseln für Großbrittanien, oder Handelsverbesserungen vertiefte, die vielleicht ohne Commentar, zu dem es hier an Raum fehlte, nicht jedem Leser anziehend genug gewesen wären.

Der folgende Aufsatz beschäftigt sich mit den neuesten Veränderungen der ostindischen Handelsgesellschaft in den vereinigten Niederlanden, und ihrer gewaltigen Erschütterung, die eine Folge des letzten unglücklichen Krieges mit England und ihrer bisherigen Einrichtung war. Er ist aus den neuesten holländischen Staatsschriften gezogen, welche die Gesellschaft selber, oder die mit ihrer Verbesserung beschäftigte Untersuchungscommission, dem Publikum über die Lage der Compagnie vorzulegen für gut befunden

hat.

hat. Der Verfasser dieser Skizze hat sich bei der Bearbeitung vorzüglich an diese sichere und ergiebige Quellen gehalten, ohne seine Schilderung aus andern bekanntern Nachrichten, die jedem Leser in deutscher Sprache zugänglich sind, zu erweitern. Er schmeichelt sich auch, in dieser kurzen Uebersicht das Wichtigste über die verschiedenen Handelszweige der Gesellschaft, ihren Finanzzustand, und die mehrere oder mindere Wichtigkeit ihrer indischen Kolonien vorgelegt zu haben, so weit seine Quellen reichten, ohne das ganze Detail einer in so vieler Rücksicht merkwürdigen Gesellschaft, welches le Long, Rainal, Luzac und andere vorlängst beschrieben haben, aus diesen hier zu wiederholen. Sollte indeß die bereits nach Indien abgegan-

gangene Commission unbekannte Eigenthümlichkeiten der Gesellschaft näher entwickeln, den Zustand ihrer Besitzungen ausführlicher beschreiben, oder die erwarteten Vortheile von den gemachten Einrichtungen näher bestätigen: so werden diese Aufklärungen für unsere Leser in einem der nächsten Theile gewiß erfolgen.

Für den künftigen dritten Theil habe ich unter andern einzelne Abhandlungen aus dem neuesten Bande der Asiatic Researches bestimmt, über die Elefantenjagd im nördlichen Bengalen, und die Sitten der Gebirgseinwohner, die eben diese brittische Provinz begränzen. Ferner die Beschreibung einer minder bekannten europäischen Gegend der Habriden, oder westlichen Inseln, an den

Küsten der schottischen Hochlande. Hrn. G. Lane Buchanans Travels in the Western Hebrides from 1782 til 1790, die im vorigen Jahre erschienen sind, und sich so sehr von den bisherigen Beobachtungen über ein vernachläßigtes Fischerland unterscheiden, werden dabei zur Grundlage dienen, und aus Sinclairs Beschreibung einzelner Kirchspiele dieser Inseln, die für deutsche Leser nöthigen Ergänzungen erhalten.

Inhalt
des zweiten Bandes.

I. Fortsetzung von Edwards Beschreibung der brittischen Kolonien in Westindien.

17. Art und Weise, wie Neger in Sklaverei gerathen. — S. 3

18. Ankunft der Neger in Westindien, Behandlung auf den Plantagen. 28

19. Beschreibung des Zuckerbaues. 55

20. Verfertigung des Zuckers und des Rum. 73

21. Berechnung der Kosten einer Zuckerplantage und ihres Ertrages. 84

22. Vom Baumwollenbau. 95

23. Ueber den Bau des Indigo, 107

24. Cultur des Caffee, 116

25. Des Cacao. 129

26. Des Ingwer. S. 135
27. Des Arnotto oder Roucou. 136
28. Des Pimento oder englischen Gewürzes. 138
29. Bemerkungen über den Handel zwischen Großbrittanien und dessen westindischen Kolonien. Ueber die Schiffarthsakte. Aus- und Einfuhr der Zuckerinseln. Zahl der Schiffe und Seeleute. 142

II. Ueber die ostindische Gesellschaft in den vereinigten Niederlanden, vorzüglich ihren Handel, ihre Kolonien und dermaligen Finanzzustand. 169

Forts-

Fortsetzung
von
Bryan Edwards
Beschreibung
der
Brittischen Kolonien
in Westindien.

Art und Weise, wie die Neger in Sklaverei gerathen. Wahrscheinliche Wirkungen der partiellen Abschaffung des Sklavenhandels.

In einem der vorhergehenden Abschnitte habe ich bemerkt, daß es keinesweges leicht ist, sichere und genaue Nachrichten zu bekommen, durch welche Mittel der Sklavenmarkt in Afrika jährlich unterhalten wird. Die verschiedenen oben angeführten Beispiele von Sklaverei, die durch Kriegsgefangenschaft, Verbrechen oder Schulden veranlaßt wird, erklären keinesweges die Möglichkeit eines so regelmäßigen und häufigen Zuflusses. Es scheint unbegreiflich, daß zufällige Beiträge dieser Art jährlich eine Ausfuhr von 74,000 Seelen liefern sollten.

Hiezu noch die große Anzahl gerechnet, die von den Nationen, welche die Ufer des Senegal und Gambia bewohnen, für den Kaiser von

Marokko, und die Staaten der Barbarei geliefert werden. Auch reisen Caravanen von hier aus queer durch das feste Land nach Ober-Egypten, mit einer beträchtlichen Anzahl Neger, die nachmals nach Constantinopel gesandt werden. Ferner gehen viele Sklaven von Mozambique und den Seehäven an der östlichen Küste nach Persien, Goa und andern Gegenden von Ostindien; so daß man berechnet hat, daß Afrika jährlich nicht weniger als 150,000 seiner Einwohner hergiebt.

Ich hatte vor einigen Jahren Gelegenheit, einen sehr einsichtsvollen Mann, welcher viele Gegenden der Küste besucht hatte, über diesen Punkt zu befragen, und erhielt von ihm verschiedene Aufschlüsse, die ich hier, da ich ihn für einen Wahrheitsliebenden Menschen halte, meinen Lesern ohne Bedenken, nebst solchen Nachrichten, die ich aus andern Quellen schöpfte, mittheilen will. An allen Gegenden der Küste, und wahrscheinlich auch im Innern des Landes, befindet sich die Masse des Volks in einer gänzlichen und uneingeschränkten Sklaverei. Ihre Kinder können an kein Erbtheil Ansprüche machen, und werden von ihren Eigenthümern nach Gutdünken verkauft. Die Regierungsformen sind sehr verschieden an verschiedenen Theilen der Küste. An einigen Orten ist es eine uneingeschränkte Monarchie, und

an

an andern nähert sie sich mehr einer Aristo=kratie. In beiden Fällen ist die Gewalt des Fürsten oder der Häuptlinge unbegränzt, und erstreckt sich über Leben und Tod; diese Gewalt wird so oft ausgeübt, als Verbrechen sie nöthig machen, es sey denn, daß man die Todesstrafe in Sklaverei umändert, wo der Verbrecher so=gleich verkauft, und im Fall, daß die Schiffs=patrone ihn nicht kaufen wollen, ums Leben gebracht wird. Freigeborne Väter können ihre Kinder verkaufen, doch bedienen sie sich dieses Rechts nur selten. Mir ist nur ein einziges Beispiel vorgekommen, und der Vater ward von seinen Nachbaren dermaßen gehaßt, weil er seinen Sohn und seine Tochter verkauft hat=te, daß er bald nachher in eine Schwermuth verfiel, die ihm das Leben kostete. Die Familie war von einigem Ansehen, und die Kinder wur=den von einem menschenfreundlichen Capitain gekauft, der in der Folge einen von ihnen, und wo ich nicht irre, allen beiden die Freiheit wie=der schenkte. Dies ist der einzige Fall dieser Art, der mir bekannt geworden ist, und ich glau=be, daß unter tausend Sklaven kaum einer es auf diesem Wege wird. Auch gerathen nur wenige durch Kriege und innerliche Unruhen in diesen Zustand. Eigentlich aber ist, wie ge=sagt, die Masse des Volks im Sklavenstande, und das Erbeigenthum der Großen, die sie er=ziehen, erhalten, und wenn es ihnen gut dünkt,

ver=

verkaufen. Außerdem giebt es noch viele Umstände, durch die ein freier Mann in Sklaverei gerathen kann; dergleichen sind Schulden, die sein Vermögen zu bezahlen übersteigen, in welchem Fall, wenn die Schuld groß ist, nicht allein der Schuldner, sondern sogar seine ganze Familie mit verkauft wird. Ehebruch wird gewöhnlich auch auf diese Art gestraft, indem beide Partheien verkauft und das Geld dem beleidigten Ehemann gegeben wird. Ferner ist Obi oder vorgebliche Zauberkraft, gemeiniglich mit Giftmischerei verbunden, ein sehr allgemeines Verbrechen, wofür Sklaverei die gesetzmäßige Strafe ist, die sich auf die ganze Familie des Verbrechers erstreckt. Außerdem giebt es noch viele andre Vergehungen, welche dem Thäter und seinen Kindern diese Strafe zuziehen, und es ist die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß man alle diese Unglücklichen ohne Gnade ermorden würde, wenn sich keine Käufer fänden.

Ein mit dieser Nachricht übereinstimmender Bericht ward dem Haus der Gemeinen vorgelegt, aber in einigen Hauptpunkten von andern, welche ebenfalls abgehört wurden, widersprochen. Diese sagten folgende Dinge aus: Drei Viertel der Bewohner der Küste wären zwar Sklaven des vierten übrigen Theils, aber diese häuslichen Sklaven könnten nicht, außer

im

im Fall eines begangenen Verbrechens, verkauft werden, und die meisten, welche wirklich in die Hände der Europäer geriethen, wären Kriegsgefangene oder Missethäter.

Um diese widersprechenden Aussagen zu erklären, befragte ich eine große Menge Neger selbst über diesen Punkt, während meinem Aufenthalt in Jamaika. Das heißt, neu angekommene Neger, denn was diejenigen anbetrift, welche sich schon eine Zeitlang in Westindien aufgehalten haben, so kann man von diesen selten eine zuverläßige Antwort erhalten, indem die wenigsten gestehen wollen, daß sie in ihrem Vaterlande Sklaven waren. Ich erkundigte mich daher hauptsächlich bei jungen neu angekommenen Leuten über die Umstände ihrer Gefangenschaft, und nachdem ich ihre Antworten aufgeschrieben hatte, wiederholte ich meine Nachfrage nach Verlauf einiger Monate; erhielt ich alsdann die nemliche Antwort, so nahm ich dies als einen Beweis der Wahrheit an. Bei andern Gelegenheiten befragte ich Geschwister, jedes für sich, und wenn ihre Aussagen in kleinen Umständen übereinkamen, hatte ich keinen Grund, sie der Falschheit zu bezüchtigen. Unter fünf und zwanzig jungen Leuten, die ich auf diese Art verhörte, gestanden funfzehn offenherzig, daß sie im Sklavenstande geboren und entweder um die Schulden ihrer

Herren

Herren zu tilgen, verkauft, oder gegen Handelsartikel vertauscht wurden. Fünf waren heimlich im innern Lande weggekapert und an schwarze Kaufleute verhandelt worden, die sie aus einer ungeheuern Entfernung an die Küste schleppten, und an Schiffskapitaine, die nach Jamaika seegelten, überlieferten. Die fünf übrigen schienen ein Opfer der kleinen innerlichen Fehden geworden zu seyn, welche Habsucht und Rachgier unaufhörlich im ganzen festen Lande von Afrika unterhalten. Bei solchen Gelegenheiten führt der Sieger die Jungen und Tüchtigen in die Gefangenschaft und die Alten und Schwachen werden auf der Stelle ermordet. Durch diese Mittel und die Umänderung der Todesstrafe in Sklaverei, für wirkliche oder vorgebliche Verbrechen, werden die Nationen von Europa mit Sklaven versorgt.

Ich werde nunmehr einige mit meinen eignen Negern über die Ursachen ihrer Sklaverei angestellten Verhöre anführen, die ich damals, ohne die Absicht sie jemals bekannt zu machen, aufzeichnete.

Adam, von der Nation der Congos, ein etwa vierzehnjähriger Knabe, der in seinem Lande den Namen Sarri führte, und aus einer ungeheuren Entfernung von der Küste her war, ward von einem seiner Landsleute, der ihm auf einem Fußsteige, etwa drei Meilen von seinem Dor-

Dorfe, aufgelauert hatte, entführt. Es war am frühen Morgen, und der Räuber verbarg ihn den Tag über in den Wäldern, und brachte ihn des Nachts weiter. Auf diese Weise ward er vier Wochen lang fortgeführt, und darauf an einen andern Schwarzen gegen eine Flinte, etwas Pulver und Schrot, und eine Quantität Salz vertauscht. Zum zweitenmale verkaufte man ihn gegen ein Fäßchen Brantwein. Dieser letzte Käufer kaufte verschiedene andre Knaben auf eben die Art, und als er zwanzig beisammen hatte, schickte er sie an die Küste und verkaufte sie an einen Schiffskapitain. Ferner erzählte er: sein Vater Scindia Quenta wäre ein Hauptmann oder Anführer unter dem Könige, und ein großer Kriegsmann, der viele Menschen gefangen und als Sklaven verkauft hätte.

Qua und Quamira, Brüder von achtzehn bis zwanzig Jahren, von der Goldküste gebürtig, Leibeigne eines reichen Mannes, der viele andre Sklaven hatte, und diese beide an einen Jamaika=Capitain verkaufte. Als ich sie befragte, warum sie ihr Herr verkauft hätte, glaubten sie, diese Frage verriethe einen Verdacht übler Aufführung, und erwiederten schnell, sie wären nicht die einzigen Sklaven, die man in Guinea verkaufte, ohne eines Verbrechens schuldig zu seyn. Ihr Herr hätte Schulden gehabt und sie veräußert, um solche zu tilgen.

Asiba, ein funfzehnjähriges Mädchen von der Goldküste, eine geborne Sklavin, ward von ihrem Herrn für eine Quantität Leinen und andre Dinge verkauft.

Yamusa, ein Sklave, desgleichen

Oliver von Assianti, mit dem Landesnamen Sang, ein Mensch von einigen zwanzig Jahren. Sein Vater war ein freier Mann, ein Zimmermann, und wohnte in einem Dorfe, nahe bei der Küste. Das Dorf ward in der Nacht von einem Haufen Fantis überfallen, welche die Häuser in Brand steckten und die Alten niedermachten. Die jungen Leute nahmen sie gefangen und verkauften ihn, nebst zwei andern, für ein Stück Gold, daß sie Sica nennen, an einen schwarzen Kaufmann, der sie nach dem Fantilande führte. Hier gieng er durch sechs verschiedene Hände, bis er endlich an die Küste gebracht und am Bord eines Schiffs verkauft wurde. Der Anblick der weißen Menschen erschreckte ihn sehr, und er glaubte Anfangs, man würde ihn essen.

Esther war im Lande der Eboes, eine Tagereise von der Küste, geboren; sie war bei ihrer Großmutter zum Besuch gewesen, wohin sie der Vater geschickt hatte, als das Dorf von Negern (sie weiß nicht von welchem Lande oder aus welchem Grunde,) angegriffen wurde. Bei ihrer Annäherung ward sie mit allen Weibern

in die Wälder geschickt, wo eine Parthei der Feinde sie entdeckte, und alle, welche fortkommen konnten, mit wegführte. Die Alten, und die, welche nicht mit wollten, wurden erschlagen, unter diesen befand sich auch ihre Großmutter. Den dritten Tag ward sie an die Weißen verhandelt. Sie hatte viele Zeichen um die Brust herum, auf die sie sich, als Beweise ihrer freien Geburt, berief; sie behauptete auch, ihr Vater hätte eine Pflanzung von Getraide, Yams und Tabak und viele Sklaven.

Ueber einen Handel, der durch solche Mittel unterhalten wird, kann keine Frage über die Rechtmäßigkeit desselben, unter einem aufgeklärten und menschenfreundlichen Volke Statt finden. Ihn in allen Fällen vertheidigen wollen, wäre eine Beleidigung für den gesunden Menschenverstand. Indessen ist es doch eine Beruhigung für ein fühlbares Herz, daß alle die unglücklichen Geschöpfe, welche in Afrika zum Sklavenstande bestimmt waren, ein ungleich erwünschteres Loos genießen, wenn sie unter den Weißen Sklaven sind, als selbst die Glücklichsten dieser Gattung in ihrem Vaterlande. Dort giebt es keine Sicherheit für ihr kleines Eigenthum und keinen Schutz für ihr Leben. Sie hängen blos von der Laune ihres Herrn ab, der wegen der übelsten Behandlung zu keiner Rechenschaft verbindlich ist, und sie nach seiner

Will-

Willkür morden darf. Auch hat ihre Erhaltung für ihn nur ein geringes Interesse, da er sie zu keinen einträglichen Arbeiten zu gebrauchen weiß, und sobald Mangel an Lebensmitteln eintritt, hat er sogar einen mächtigen Bewegungsgrund, sie zu tödten.

Der vornehmste Einwurf gegen den Sklavenhandel, ist unstreitig die unvermeidliche Aufmunterung, die er allen gewaltsamen Unterdrückungen und arglistigen Betrügereien der Eingebohrnen gegen einander gewährt. Dies ist ein starker Grund gegen denselben, und ich räume sein Gewicht mit aller Offenherzigkeit ein, die wahrscheinlich kein rechtschaffner Westindier verdammen wird. Zugleich verdient es eine sehr ernstliche Untersuchung, ob die Aufhebung dieses Handels unter der brittischen Nation allein, indeß alle andere Völker ihn, wie gewöhnlich, fortsetzten, diesem Elend abhelfen würde, und ob nicht eine so schleunige und einseitige Abschaffung desselben bei einem so tief eingewurzelten Uebel es vielmehr noch verschlimmern könnte.

Bei Untersuchung dieser Frage, müssen wir nicht allein auf die Beschaffenheit des Sklavenhandels an der Küste, sondern auch auf die Lage der Neger, die schon in den Zuckerkolonien sind, Rücksicht nehmen. Was den ersten Punkt anbetrift, so muß noch ausgemacht werden,

den, ob, wenn England seinen Antheil an diesem Handel aufgäbe, deshalb weniger Sklaven an die Küste zum Verkauf gebracht würden? Der Admiral Edwards, welcher auf dieser Station gedient, und sieben Monate hinter einander in Afrika zugebracht hat, ist ganz bestimmt der Meinung, daß, so lange andre Völker fortfahren, Sklaven zu kaufen, würde die Anzahl nicht im geringsten vermindert werden; und zwar aus folgenden Gründen: wenn zwei afrikanische Völkerschaften gegen einander Krieg führen, so ist die Absicht einer jeden ohne allen Zweifel, eine so große Anzahl Feinde zu tödten, oder gefangen zu nehmen, als nur immer möglich ist. Von diesen letztern unglücklichen Schlachtopfern werden alle die, welche fortkommen können, zum Verkauf an die Küste geschickt, die übrigen aber auf der Stelle niedergemacht, und das nemliche Schicksal erwartet die Elenden, welche an der Küste keine Käufer finden. Die Preise sind zwar verschieden, nachdem mehr oder weniger Sklaven vorhanden sind, dennoch werden, so lange Schiffe von Europa einen Markt machen, die Kriege schwerlich seltner werden, und alle Gewaltthätigkeiten, Unterdrückungen und Betrügereien, welche die Fürsten gegen ihre Unterthanen, und Privatleute gegen einander ausüben, um Sklaven zu erlangen, werden eben, wie vormals,

ohne

ohne Einschränkung und Verminderung fortdauern.

Es bliebe also, wenn Großbrittanien diesen Handel aufhöbe, ein Ueberschuß von 38,000 dieser Unglücklichen (die Anzahl der gegenwärtigen brittischen Ausfuhr) unveräußert, und hieraus wird wahrscheinlich eine von den nächstangegebenen Folgen entstehen: Entweder die Franzosen, die Holländer, oder andre Seemächte Europens, würden sogleich sich dessen bemächtigen, was wir aufgegeben haben, oder, da sie nunmehr die Auswahl unter 38,000 Menschen mehr als vormals haben, werden sie noch strenger wählen, und nur die besten Sklaven kaufen. Die Alten, die sehr Jungen, die Schwachen und Kränklichen hingegen werden verächtlich verworfen werden, und vielleicht sehen alsdann die Käufer zwanzig arme Elende als unverkäuflich an, und diese werden sämtlich abgeschlachtet gegen einen, den jetzt dieses Schicksal trift.

Daß diese letztere Vermuthung keineswegs eine blos spekulative Möglichkeit sey, ist mehr als genugsam durch viele glaubwürdige Zeugen erwiesen, welche ausgesagt haben, daß von europäischen Käufern verworfene Sklaven, entweder weil ihre Ladungen schon vollständig, oder die Unglücklichen zur Arbeit zu alt und schwach waren, gemeinhin getödtet wurden. Der Sklavenhändler, der außer Stande ist, seine

Ge-

Gefangenen auf irgend eine beträchtliche Zeit zu unterhalten, gesteht ohne Scheu, daß er gesonnen ist, sie umzubringen, wenn sie an einem bestimmten Tage nicht verkauft sind, und das Blutbad wird bei solcher Gelegenheit zuweilen im Angesicht der Schiffe angerichtet. Wenn man also annimmt, daß die Aufhebung dieses Handels bei einer Nation allein diesen Abscheulichkeiten ein Ende machen werde, so heißt das voraussetzen, daß der afrikanische Sklavenhändler sich in dem Maße barmherziger gegen seine Sklaven bezeigen werde, als ihr Werth herabgesetzt wird; eine Folgerung, die, wie ich sehr befürchte, die Erfahrung nicht bewähren möchte.

Selbst diejenigen, welche für die Abschaffung des Handels stimmen, gestehen, daß man die Sklaven, welche die Europäer verwerfen, mit den Rudern der Böte todgeschlagen, und über Bord geworfen habe. Einige vermuthen, sie würden aufgehoben, um bei den Begräbnissen der Vornehmen geschlachtet zu werden, wovon man auch Beispiele hat. Eine alte Frau, die der Zauberei beschuldigt war, und keinen Käufer fand, ward getödtet. Derjenige, der diese That bescheiniget, bot ein Anker Brandtwein, um ihr Leben zu retten, sie war aber schon todt, als sein Bote ankam. Sir Georg Yonge rettete einen schönen Knaben von 5 Jahren

ren das Leben. Das Kind war zu klein, um verkauft zu werden; und der Eigenthümer wollte ihn in den Fluß werfen, Sir George bot ihm aber ein Viertel=Faß Madeira Wein für ihn, welches angenommen wurde. Er brachte ihn hierauf nach England und schenkte ihn dem Marquis von Landsdown.

Jetzt müssen wir die Wirkungen untersuchen, die eine Abschaffung des Sklavenhandels unter uns auf den Zuckerinseln hervorbringen würde; vors erste muß bemerkt werden, (welches in England nicht allgemein bekannt, oder nicht gehörig beherzigt zu werden scheint), daß die Zuckerplantagen mehrentheils Mangel an Arbeitern haben, und daß kaum eine einzige hinlänglich mit Weibern versehen ist, um das gehörige Verhältniß gegen die Männer hervorzubringen, so daß auch deshalb weniger Kinder geboren werden. Daraus entsteht natürlicherweise, selbst bei der gelindesten Behandlung, und der sorgfältigsten Beköstigung, eine Abnahme der Sklaven. Zweitens muß man bedenken, daß die meisten Zuckerplantagen mit Schulden angefangen sind, und beträchtliche Rimessen an Leute in England machen müssen. Viele Pflanzer haben sich anheischig gemacht, jährlich eine gewisse Quantität Zucker und Rum zu übermachen. Die Folge einer unmittelbaren und uneingeschränkten Abschaffung dieses Handels,

wür=

würde daher seyn, daß einige wenige Leute, die baares Geld in Händen haben, Gelegenheiten abwarten, ihre Plantagen durch die Sklaven ihrer unglücklichen, mit Noth kämpfenden Nachbarn zu vermehren, indeß eine weit größere Anzahl der Pflanzer sich in der traurigsten Verlegenheit befinden würden. Schon jetzt sehr unzulänglich mit Sklaven versehen, ohne die Möglichkeit, ihre Güter zu verkaufen, keine Mittel in Händen, die Anzahl ihrer Arbeiter zu vermehren, und von ungeduldigen und hartherzigen Gläubigern gedrängt, mehr Produkte zu liefern, die nur durch eine erhöhte Anstrengung hervorgebracht werden können: was bleibt ihnen unter diesen Umständen zu thun übrig? Ich kann diesen Punkt nicht besser erläutern, als durch die Lage der holländischen Pflanzer in Essequebo und Demerery, die durch ein unpolitisches Verbot, durch fremde Schiffe in diese Provinzen Sklaven einzuführen, alle Wirkungen einer wirklichen Aufhebung des Sklavenhandels empfunden haben. Folgendes ist eine Schilderung ihrer Lage in einem Memorial an die Generalstaaten. „Es ist unmöglich, Eure Hochmögenden von der genauen jährlichen Verminderung unserer Sklaven zu benachrichtigen; gemeiniglich aber schätzt man diese auf fünf von hundert, oder auf den zwanzigsten Theil, der in dieser Kolonie vorhandenen Neger. Dieser Abfall wird im ersten Jahr wenig bemerkt, weil

weil neunzehn Neger kaum gewahr werden, daß sie die Arbeit verrichten, welche im vorigen Jahre zwanzig beschäftigte. Das zweite Jahr aber wird eben die Arbeit schon achtzehn Sklaven zu Theil, und verstreicht noch ein Jahr, ohne eine Vermehrung durch Zukauf, so müssen siebzehn das Tagewerk von zwanzigen übernehmen. Dies muß nothwendigerweise Unzufriedenheit, Desertion und Empörungen zuwege bringen, oder wenn sich die Neger diese überhäufte Arbeit geduldig gefallen lassen, so entsteht daraus Krankheit und ein früherer Tod. Sollten aber die Pflanzer allen diesen Unbequemlichkeiten auszuweichen suchen, so muß dieses nothwendig geschehen, indem sie allmälig die Grenzen ihrer Plantagen einengen, und natürlich ihre Produkte vermindern.

Ich müßte mich selbst sehr täuschen, wenn dasjenige, was ich hier mit Ueberlegung geschrieben habe, die Sprache des Eigennutzes oder Partheigeistes wäre. Ich war ehemals auch der Meinung, daß dieser verhaßte Handel durchaus abgeschaft werden müsse, und ich würde noch so denken, wenn ich mich nicht, nach genauerer Untersuchung der Sache, überzeugt hätte, daß die Mittel dem Endzwecke keineswegs angemessen sind; denn eine unmittelbare Aufhebung dieses Handels bei einer Nation, bringt den Afrikanern wenig Vortheil, und vermehrt

mehrt nur das Elend der Neger, die schon in Westindien sind, indem dadurch ihre Anzahl schneller abnehmen muß, ihre Arbeiten hingegen, sobald die neue Zufuhr gehemmt wird, in eben dem Maaße zunehmen müssen.

Der zweite Punkt, den wir jetzt untersuchen wollen, ist die Art und Weise, wie die Sklaven von Afrika nach Westindien geschaft werden und ihre Sterblichkeit während der Reise, welches der zweite Grund ist, warum man auf die Abschaffung des Sklavenhandels dringt. Ehe ich aber fortfahre, muß ich noch einige Bemerkungen über das ungleiche Verhältniß der beiden Geschlechter hersetzen, indem unter den eingeführten Sklaven immer nur der dritte Theil Weiber sind. Diesen Umstand hat man benutzt, um die Pflanzer einer schändlichen Sorglosigkeit und eines unüberlegten Geizes zu beschuldigen, indem sie nicht einmal den Wunsch haben, ihre Sklaven so glücklich zu machen, als die Lage der Sachen es erlaubt, oder ihre Anzahl durch natürliche Fortpflanzung zu unterhalten. In wie fern diese Beschuldigungen gegründet sind, wird die folgende Aussage eines sehr gültigen Zeugen bestimmen. Das ungleiche Verhältniß beider Geschlechter unter den Sklaven, die von Afrika ausgeführt werden, sagt Herr Barnes, entsteht aus folgenden Ursachen: Erstens aus der durchgängig in Afrika herr-

schenden Gewohnheit der Vielweiberei. Zweitens aus einigen Ursachen der Sklaverei selbst; Männer machen sich häufiger bürgerlicher Verbrechen schuldig als Weiber, und in allen Fällen, wo auch Männer und Weiber in gleichem Unglück verwickelt werden, äußert dennoch die erst angegebne Ursache immer ihre Wirksamkeit, indem die jungen Frauenspersonen zu Weibern behalten, und nur die Männer verkauft werden. Drittens aus dem Grunde, weil die Weiber zur Sklaverei viel früher untauglich werden als die Männer. Ein Weib kann durch Kindergebähren schon im zwei oder drei und zwanzigsten Jahre eine unbrauchbare Sklavin seyn, dahingegen ein starker, gesunder Mann von vier bis fünf und dreißig noch immer ohne Tadel ist. Wenn also auch eine gleiche Anzahl Männer und Weiber zum Verkauf angeboten würden, so würden von den letztern doch immer aus dem angegebenen Grunde mehr ausgemerzt werden. Was den Punkt anbetrift: ob die Pflanzer lieber Männer als Weiber kaufen, so antworte ich: Es ist freilich unmöglich, die Geschäfte eines Hauses oder einer Pflanzung, ohne eine gewisse Anzahl Weiber, zu führen, doch erfordert die Beschaffenheit des Sklavendienstes in Westindien, der hauptsächlich aus Feldarbeit besteht, für das unmittelbare Interesse des Pflanzers eine größere Anzahl Männer als Weiber, und folglich muß der europäische

sche

sche Kaufmann wünschen, seine Auswahl dem Bedürfniß gemäß einzurichten; in der That bleibt ihm keine freie Wahl übrig, wie schon oben gezeigt worden, und es geschieht gewöhnlich mit großer Mühe, daß er sich so viel tüchtige Weiber, als er braucht, verschaffen kann.

Es ist schwer, irgend einen wahrscheinlichen Grund zu erdenken, warum die Behandlung dieser armen Unglücklichen zur See, in sofern die Sicherheit des Schiffsvolks es erlaubt, anders, als der Menschlichkeit gemäß, seyn sollte. Demungeachtet wurden bei dem bekannten Zeugenverhör in London, viele empörende Beispiele von muthwilliger und unerhörter Grausamkeit, die in verschiedenen Schiffen gegen sie verübt waren, vorgebracht; da aber die Zeugen eben nicht Menschen von sonderlichem Ansehen waren, und man ihnen in einigen Fällen beweisen konnte, daß sie Processe mit den Schiffskapitains hatten, gegen welche sie Zeugnisse ablegten, so werde ich meine Nachrichten von weniger verwerflichen Autoritäten sammeln.

Es ist allgemein angenommen, daß die männlichen Sklaven, sobald sie an Bord kommen, geschlossen werden; indessen ist Sir George Yonge, ein königlicher Kapitain, der mit dem ganzen Sklavenhandel genau bekannt zu seyn scheint, der Meinung, dies geschähe

nicht

nicht häufiger, als es nothwendig wäre. Die gewöhnliche Methode ist, zwei Mann an einander, den rechten Knöchel des einen an den linken Knöchel des andern Fußes mit einem kleinen Eisen zusammenzuschließen, und im Fall, daß sie Zeichen von unruhiger Gemüthsart blicken lassen, werden auch die Knöchel der Hand zusammengeschlossen. Auf der Reise, wenn keine Gefahr weiter zu besorgen steht, werden die Fesseln gemeinhin abgenommen; und die Weiber und jungen Leute bleiben von Anfang an damit verschont. Ihr Aufenthalt ist zwischen den Verdecken auf reinen Dielen, die Männer sind von den Weibern abgesondert; und für reine Luft wird durch Ventilators gesorgt. Kleidung irgend einer Art, würde ihnen, sowol wegen der Hitze des Clima als auch aus früher Gewohnheit, unbekleidet zu gehen, unerträglich seyn. Alle Morgen, wenn die Witterung es erlaubt, werden sie aufs Verdeck gebracht, und dürfen bis auf den Abend dort bleiben. Ihre Behältnisse werden mittlerweile gewaschen, abgeschabt, ausgeräuchert und mit Essig besprengt. Die erste Sorge des Morgens geht dahin, um ihnen mit frischem Wasser Hände und Gesicht zu waschen, alsdenn reicht man ihnen das Frühstück, welches je nach dem Lande, wo sie her sind, aus türkischen Waizen, Reis oder Yams besteht. Den Vormittag über läßt man sie regelmäßig und unausgesetzt in Seewasser baden,

wel-

welches außerordentlich erquickend und heilsam ist. Ihr Mittagsessen ist verschieden, und besteht bald aus solchen Speisen, wie sie in Afrika zu essen pflegen, als Maiz, Yams u. d. gl. bald aus europäischen Lebensmitteln, als trocknen Bohnen und Erbsen, Waizen, Gerstengraupen und Zwieback, welche Speisen weich gekocht, und mit einer Sauce von Fleisch, Fisch oder Palmöl (ein sehr beliebtes Ingredienz bei ihrer Kocherei) zubereitet werden. Man giebt ihnen bei jeder Mahlzeit so viel, wie sie essen wollen, und auch reichlich frisches Wasser, außer wenn eine ungewöhnlich lange Reise eine sparsame Wirthschaft nöthig macht. Ist die Witterung feucht oder kalt, so giebt man ihnen Brandwein, und Pfeifen und Tabak bekommen sie, so oft sie solche fordern. In den Zwischenräumen ihrer Mahlzeiten werden sie aufgemuntert, sich mit Tanzen und Singen zu belustigen, weßhalb auch die Kapitains, ehe sie von Afrika abseegeln, alle in diesen Gegenden übliche rohe Instrumente zusammenbringen lassen; auch erlaubt man ihnen, sich mit allerlei Spielen die Zeit zu vertreiben, wozu man auch die nöthigen Erfordernisse anschaft. Werden sie krank, so schaft man sie sogleich nach der Kajüte des Kapitains, oder nach einem am Vordertheil errichteten Hospital, wo sie mit aller Sorgfalt, in Absicht auf Arznei und Pflege, welche die Umstände gestatten, behandelt werden; berührt

das

das Schiff auf der Reise irgend einen Haven, so werden unter die Neger alle Erfrischungen, die das Land darbietet, ausgetheilt, als Cocusnüsse, Pomeranzen, Limonien und andre Früchte, wie auch frische Gemüsarten. Dergleichen Erfrischungen giebt man ihnen auch reichlich an dem Orte ihrer Bestimmung in den Tagen zwischen der Ankunft und dem Verkauf.

Aus dieser Beschreibung, deren Wahrheit durch das Zeugniß vieler angesehener, und bei der Sache ganz unpartheiischen Männer bestätigt wird, sieht man, daß auf den Reisen alles angewandt wird, welches die Gesundheit, Reinlichkeit und Heiterkeit der Neger befördern kann. In einigen Schiffen, wo man alle diese Dinge genau beobachtet hat, war demungeachtet die Sterblichkeit so schrecklich groß, das irgend ein wesentlicher Fehler gewesen seyn muß; und man kann nicht zweifeln, daß man dieses Uebel blos der strafbaren Habsucht der Kapitaine, die mehr Neger kauften, als der Raum in ihren Schiffen fassen konnte, zuschreiben kann. Durch ein Zeugenverhör vor dem Hause der Gemeinen wurde erwiesen, daß Schiffe von 240 Tonnen häufig mit 520 Sklaven vollgepfropft wurden, so daß für jede einzelne Person nicht mehr als 10 Zoll Raum blieb. Die Folge dieses unverzeihlichen Geizes war oft ein Verlust von 15 von hundert Negern während der Reise, und

noch

noch $4\frac{1}{2}$ pro Cent mehr in den Håven von Westindien, vor dem Verkauf an Krankheiten, die sie zur See bekommen hatten. Eine Vertilgung des menschlichen Geschlechts, an die man nicht ohne Abscheu und Grausen denken kann!

Wenn man aber auch alle diese Thatsachen als erwiesen zugiebt, so folgt daraus keinesweges die Nothwendigkeit der Abschaffung des ganzen Handels, so lange man noch nicht die Erfahrung gemacht hat, ob die neuerlichen Verordnungen des Parlaments, diesen Mißbräuchen vorzubeugen, ihren Endzwecke erreicht haben oder nicht. Durch eine Parlamentsacte vom 28sten Regierungsjahre des jetzigen Königes, werden die Sklavenschiffe auf fünf Mann für jede drei Tonnen Last eingeschränkt, oder sie dürfen nicht mehr als fünf Neger für drei Tonnen Ladung einnehmen, und dieses Verhältniß findet nur Statt bis zu 201 Tonne. Für jede Tonne über diese Zahl dürfen sie nur einen Sklaven mehr nehmen. Diesen wichtigen Vorbauungsmitteln, um den Negern hinlänglichen Raum zuzusichern, hat man noch die nothwendige Annahme eines gehörig unterrichteten Wundarztes zugefügt, der sowol als der Equipagenmeister (Master) eine sehr großmüthige Aufmunterung erhält, um alle Mittel anzuwenden, die Gesundheit und Heiterkeit ihrer unglücklichen Gefangenen zu erhalten: der

Equi=

Equipagenmeister bekommt nemlich 100 Pf. St. und der Chirurgus 50, wenn der Verlust während der Reise nicht mehr als zwei von hundert beträgt, und die Hälfte der Summe, wenn er nicht mehr als drei von hundert auf der Reise eingebüßt hat.

Die Wirkung dieses Einschränkungs- und Aufmunterungssystems ist mir nicht genau bekannt. Doch vermuthe ich aus Berichten von einigen der vornehmsten Sklavenmärkte in Westindien, daß sie in hohem Grade nützlich gewesen. In dem Haven der Montegobay auf Jamaika, sind zwischen dem 18. Nov. 1789 und dem 15. Jul. 1791. 9,993 Sklaven in 38 Schiffen eingeführt worden, und die Sterblichkeit zur See, 54 Neger ungerechnet, die bei einer Empörung an der Küste umkamen, betrug unter dieser Anzahl 749 oder etwa 7½ pro Cent. Dieser Verlust, ungeachtet er geringer ist, als der Verlust sonst im Durchschnitt gerechnet wird, ist dennoch immer beträchtlich genug, und dient vielleicht den Negerabgang auf der ganzen Reise, seit den neuen Einschränkungen, anzugeben. Bei genauerer Untersuchung der Küste fand ich aber, daß von den 88 Schiffen acht zu der vollen Prämie berechtigt waren, und sie auch wirklich empfingen, zwei andere hingegen erhielten die halbe Prämie, und ein Schooner, (welcher von Jamaika nach der

afri-

afrikanischen Küste vor Bekanntmachung der Akte seegelte) kehrte, ohne den Verlust eines einzigen Negers, zurück. Von den 746 Todten waren blos in vier Schiffen 328 gestorben, und diese vier nebst fünf andern, die zusammen drei Fünftel der angeführten Zahl verlohren hatten, kamen alle von dem nemlichen Theil der Küste, der Bight oder Bucht von Benin; ein Umstand, der vermuthen läßt, daß die Neger dieser Gegend Krankheiten und Seuchen vom Lande mitbrachten; überdem sind epidemische Fieber und Ruhren, während den Herbstmonaten, an den niedrigen, sumpfigen Ufern des Bonnyflusses sehr häufig, und am Lande noch verheerender als zur See.

Der verhältnißmäßig geringe Verlust, welcher sich jetzt in den westindischen Häven ereignet, ehe die Guinea-Schiffe ihre Auktionen anstellen, ist vielleicht der richtigste Maaßstab, die wohlthätigen Wirkungen des neuen Regulatives zu beurtheilen. Die Sterblichkeit, welche ehedem auf 4½ von hundert geschätzt wurde, und offenbar eine Folge von Krankheit oder untauglicher Behandlung war, ist jetzt glücklicherweise so sehr vermindert, daß von allen 9,993 Sklaven, die in die Montegobay eingeführt wurden, der Verlust zwischen den Tagen der Ankunft und des Verkaufs nicht mehr als 69 oder noch nicht völlig ¾ pro Cent be-

trug.

trug. Dies beweißt hinlänglich, daß es weder unmöglich noch schwer ist, den Transport der Neger von Afrika nach Westindien mit eben so geringen Nachtheil für ihre Gesundheit einzurichten, als eine Seereise nur immer bei einer gleichen Anzahl andrer Menschen seyn kann. Wenige Seereisen waren für die Matrosen verderblicher, als auf Lord Ansons Flotte, und keine war es minder, als auf Kapitain Cooks Schiffen, bei der bekannten Weltumseeglung. Ein Beweis, daß die Mortalität zur See zu allen Zeiten eine Folge übeleingerichteter Schiffe, und der Vernachläßigung und unschicklichen Behandlung am Bord war.

Ankunft der Neger in Westindien. Ihre Behandlung auf den Plantagen.

Die Ankunft eines Schiffes von Guinea in Westindien wird durch ein öffentliches Avertissement bekannt gemacht, welches die Anzahl der angekommenen Neger, ihr Vaterland, und den Tag des Verkaufs bezeichnet. Ehedem war es gebräuchlich, den Verkauf am Bord anzustellen, wo die Männer an einer Seite des Schiffes, und die Weiber an der andern in Reihen standen. Da man aber Leute von allen Gattungen ohne Unterschied oder Nachfrage am Bord ließ,

gescha-

geschahe es häufig, daß, wenn wenig Sklaven ankamen, ein solches Gedränge und ein so unanständiges, gewaltsames Zugreifen am Bord entstand, daß die armen Afrikaner vor Schrecken ganz außer sich geriethen, und sich einbildeten, sie würden von einer Canibalenhorde ergriffen, um nächstens verzehrt zu werden. Diesen Abscheulichkeiten auf Jamaika vorzubeugen, hat die dortige Regierung verordnet, daß der Verkauf am Lande vorgenommen werden soll, und daß man, so viel als möglich, Sorge trage, die verschiedenen Glieder einer Familie nicht zu trennen. Ich besorge, daß man es in manchen Fällen sehr schwierig gefunden hat, dieses Gesetz zu beobachten. Gewöhnlich aber pflegen doch die Pflanzer die Neger mit Hülfe eines Dolmetschers zu befragen, ob sie Verwandte am Bord haben, und kaufen in solchen Fällen die ganze Familie, oder verhüten doch durch Tausche mit andern Käufern die grausamen Trennungen zwischen Eltern und Kindern, Brüdern und Schwestern, welche zuweilen unvermeidlich entstehen müssen. Auch ist mir kein einziger Fall bekannt, wo ein solcher Kauf oder Tausch wissentlich verweigert ward. Seitdem dieses geschrieben ward, hat der Verfasser die Ehre gehabt, der Versammlung von Jamaika eine Akte vorzuschlagen, die einmüthig als Gesetz angenommen wurde, vermöge deren die Guinea-Faktore verbunden sind, einen Eid abzuler

zulegen, daß sie die obige Einrichtungen aus allen Kräften befördern wollen.

Ungeachtet es für ein gebildetes und menschenfreundliches Gemüth überaus empörend ist, eine zahlreiche Menge unsrer unglücklichen Nebenmenschen verbannt und gefangen, nackend allen Augen ausgesetzt, und wie eine Heerde Vieh zum Verkauf ausbieten zu sehen, so habe ich doch nie bemerkt, außer in dem Fall des ehemaligen gewaltsamen Raufens, daß die Neger selbst irgend etwas von den schmerzhaften Gefühlen zu leiden schienen, die ein solcher Anblick bei ungewohnten Zuschauern erregen muß. Der Umstand, daß sie nackend ausgestellt werden, ist Menschen, die an keine Kleidung gewöhnt sind, wahrscheinlich sehr gleichgültig. Das Klima heischt keine Bedeckung, und ihrer Naktheit ungeachtet, mangeln den Negern nicht Verzierungen, auf die sie bei ihrer Ankunft einen ungleich höhern Werth, als auf Kleider, setzen: die meisten afrikanischen Völkerschaften haben nemlich gewisse Punkturen oder Eindrücke von Vierecken, Triangeln, Kreisen und halben Monden auf der Stirn, der Brust und um den Leib, eben wie es bei den Einwohnern von Taheiti und den übrigen Südseeinseln üblich ist. Eben wie jene Insulaner, pflegen auch die neuangekommenen Neger diese Zeichen mit einer Mischung von Vergnügen und Prahlerei vorzuzeigen,

gen, als Beweise ihrer Wichtigkeit in Afrika, wo sie meistentheils eine freie Geburt und einen ansehnlichen Stand andeuten sollen. Daher ist es äußerst lächerlich, wenn einige Schriftsteller, und unter andern Herr Clarkson, diese Zeichen für Beweise grausamer Behandlung ausgeben, und mit vieler Feierlichkeit behaupten: Es wären Narben von Wunden, welche die blutige Hand der Tyrannei bei muthwilligen Züchtigungen schlug.

Die Neger wissen schon vor ihrer Ankunft, daß man sie zum Ackerbau gebrauchen wird, und da ihnen auch bekannt ist, daß man sie für Geld gekauft hat, erwarten sie auch wieder dafür verkauft zu werden. Sie äußern daher, wenn sie zu Markte gebracht werden, weder große Betrübniß über ihr vergangenes, noch Furcht über ihr künftiges Schicksal, sondern stellen sich mehrentheils, von der langen einförmigen Seereise ermüdet, mit großer Bereitwilligkeit zur Auswahl dar, wenn die Käufer in geringer Anzahl sind, und scheinen gekränkt und unzufrieden, wenn sie verworfen werden. Wenn es sich ereignet, wie häufig genug der Fall ist, sobald die Käufer Zeit und Gelegenheit haben, jeden genau zu beobachten, daß bei einem oder dem andern körperliche Gebrechen entdeckt werden, so pflegt dies die übrigen mehrentheils sehr zu belustigen, und sie beweisen durch ein

lau-

lautes und wiederholtes Gelächter, daß die Ueberlegung eben kein sehr vorstechender Zug ihres Charakters ist.

Die Preise neuangekommener Neger, waren in Westindien im Jahr 1791 ungefähr folgende: Ein tüchtiger Mann in seinen besten Jahren 50 Pf. Sterl., eine starke Frau 49 Pf. St., ein Jüngling an der Grenze des männlichen Alters 47 Pf. St., ein junges Mädchen 46 Pf. St., Knaben und Mädchen 40 bis 45 Pf. St.; die Koloniexaxe ungerechnet, welche noch 20 Schilling mehr ausmacht. Ein neugebornes Kind wird auf 5 Pf. St. geschätzt.

Nachdem der Käufer seine Auswahl getroffen hat, kleidet er seine neuen Unterthanen mit grober westphälischer Leinewand, versorgt sie mit Hüten, Tüchern und Messern, und schickt sie an den Ort ihrer Bestimmung: bei dieser Gelegenheit ist ein Gebrauch eingeführt, den ich anfänglich, aus Unbekanntschaft mit dem Detail einer Zuckerplantage, sehr zu verdammen pflegte, dem ich mich aber jetzt, aus einer auf Erfahrung seiner Nützlichkeit und Nothwendigkeit gegründeten Ueberzeugung, unterwerfe. Dieser Gebrauch besteht darin, daß man die neuangekommene Afrikaner unter die alten Neger als Kostgänger vertheilt, und ihnen dafür eine kleine Zulage giebt. Diese pflegte ich als eine unerträgliche Last für die schon Eingerichteten und

und Eingewohnten zu betrachten, und untersagte diese Gewohnheit auf das strengste in allen Pflanzungen, wo ich etwas zu befehlen hatte.

Als ich nach Westindien zurückkehrte, fand ich zu meinem großen Erstaunen, daß die alten Neger sich es als eine besondre Gunst auszubitten pflegten, daß man ihnen den alten Gebrauch wieder erlauben möchte, wobei sie mich versicherten, sie wären im Stande, die Fremdlinge ohne Schwierigkeiten zu unterhalten. Viele von denen, die sich dieses ausbaten, schlugen zugleich vor, einen ihrer jungen Landsleute an Kindesstatt anzunehmen. Auch die Fremden waren mit dieser Einrichtung vollkommen zufrieden, und betrachteten sich in der Folge beständig als die wirklichen Kinder derer, die sie so beschützt hatten, und ehrten und liebten diese als ihre Eltern. Nie habe ich auch ein einziges Beispiel erlebt, wo diese Verbindung je wäre gemißbraucht worden. In Zeit von acht bis zehn Monaten gewöhnen sich denn die neuen Ankömmlinge, wenn sie nur gesund erhalten, und gelinde behandelt werden, an das Land, und söhnen sich mit ihrem Schicksal aus; sie fangen an eine ordentliche Einrichtung mit ihrer Wohnung, ihrer Familie und ihrem kleinen Ackerstück zu treffen, und werden in aller Rücksicht eben so brauchbar als die Eingebohrnen oder Creole-Neger.

Man kann den jährlichen Gewinst des Eigenthümers von der Arbeit eines jeden tüchtigen Sklaven beim Zuckerbau, etwa auf 25 Pf. Sterl. schätzen. Eine wohleingerichtete Zuckerplantage, auf einen ergiebigen Boden, muß eigentlich eben so viele Oxh. Zucker von 16 Centner jährlich hervorbringen, als einzelne Sklaven auf derselben sind. Der Werth eines Oxhofd Zuckers, nach dem Preis von zehn Jahren im Durchschnitt, ist etwa 15 Pf. Da aber nicht jede Zuckerpflanzung so einträglich, und da der Rum, welcher gewöhnlich zu Bezahlung gewisser Nebenkosten angewandt wird, selten dazu hinreicht, so will ich 10 Pf. als den reinen Gewinn von jedem Oxh. Zucker annehmen, und dies wäre denn der Werth der Arbeit eines jeden Negers, die Alten und Jungen im Durchschnitt genommen. Weil aber nur etwa ein Drittheil tüchtige Leute sind, kann die Arbeit dieser füglich auf 30 Pf. St. gerechnet werden, wovon aber noch die Zinsen des ersten Ankaufkapitals und etwas für das Risico, sie durch den Tod oder Desertion zu verlieren, abgezogen werden muß, (die Unterhaltungskosten der Sklaven sind schon in den gewöhnlichen Ausgaben einer Plantage berechnet) für diese beiden Artikel rechne ich funfzehn pro Cent, und so bleiben 25 Pf. reiner Gewinn, oder beinahe der vierte Theil des wirklichen Werthes eines jeden Sklaven.

Was

Was bisher von der Behandlung der frisch eingeführten Neger gesagt ist, läßt sich beinahe bei allen westindischen Gütern anwenden; weil ich aber meine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf den Zuckerbau gerichtet habe: so will ich das Folgende hauptsächlich von diesem verstanden wissen, indem ich jetzt zu der Einrichtung und Eintheilung der Arbeiten übergehe, die bei dem Zuckerbau unstreitig anhaltender und schwerer als bei jedem andern Produkt in Westindien sind.

Die Neger werden in drei Partheien oder Klassen getheilt, die man gewöhnlich Trupps oder Rotten (Gangs) nennt. Die erste besteht aus den gesündesten und tüchtigsten Männern und Weibern; deren vornehmstes Geschäft außer der Erndtezeit ist, den Acker zu säubern, Löcher zu machen und zu pflanzen; und in der Erndtezeit müssen sie das Zuckerrohr schneiden, die Mühlen damit versehen, und die Zubereitung des Zuckers besorgen. Man rechnet, daß auf jeder gut eingerichteten Plantage, ein Drittel Neger dieser Gattung befindlich sind, die Hausneger und Handwerker, wie Zimmerleute, Böttcher und Maurer, deren es auf jeder ordentlichen Plantage einige giebt, ungerechnet. Die zweite Rotte besteht aus jungen Knaben und Mädchen, Weibern, die hoch schwanger sind und wiedergenesenden Kranken; diese gebraucht

 man

man gewöhnlich das Zuckerrohr auszujäten, und zu andern leichten, ihrer Schwäche und ihrem Zustande angemessenen Arbeiten. Die dritte Rotte endlich besteht aus den kleinen Kindern, die von einer alten sorgfältigen Frau begleitet werden, und für die jungen Schweine und Schaafe frisches Gras holen, den Garten von Unkraut säubern, und dergleichen kleine Beschäftigungen treiben müssen, hauptsächlich, um sie nicht zum Müßiggang zu gewöhnen.

Die erste Rotte wird gerade vor Sonnenaufgang entweder durch eine Glocke oder durch den Ton einer großen Seemuschel zu den Feldarbeiten gerufen. Außer ihren Hacken oder Karsten, bringen sie ihr Frühstück mit ins Feld, und werden von einem weißen Mann und einem schwarzen Aufseher begleitet, die man Treiber nennt. Nachdem das Namenverzeichniß abgerufen und die Abwesenden angezeichnet sind, müssen sie bis acht oder neun Uhr an die Arbeit, worauf sie sich in Schatten hinsetzen, um zu frühstücken, welches eine gewisse Anzahl Weiber mittlerweile zubereitet haben, deren einziges Geschäft es ist, für die andern zu kochen. Diese Mahlzeit besteht gewöhnlich aus gekochten Yams und Arumwurzeln, Okra, Calalue und Pisangs mit Salz und Cayenne-Pfeffer gewürzt, und ist in der That ein sehr schmackhaftes, und gesundes Essen. Um diese Zeit erschei-

nen

nen mehrentheils alle vorhin Fehlende, und werden zuweilen für ihre Trägheit mit einigen Peitschenhieben vom Treiber bestraft: doch muß ich zu meiner großen Freude anmerken, daß jetzt mehrentheils eine leichte Entschuldigung für gültig angenommen wird. Der wahre Grund ist dieser, daß, wenn die Morgenluft kalt und feucht ist, welches häufig, auch sogar in den heißen Erdgürteln vorfällt, die Empfindungen des Negers in solchem Grade schmerzhaft sind, von dem sich der Bewohner einer nördlichen Gegend keinen Begriff machen kann. Anstatt durch die Kälte fest und thätig zu werden, wird er träge, unthätig und schlaff, und weder Belohnung noch Strafe kann ihn bewegen, mit Anstrengung zu arbeiten, ehe ihn nicht der belebende Stral der Sonne neu gestärkt hat. Zum Frühstück erlaubt man ihm selten mehr als eine halbe oder drei Viertel Stunden, nun müssen sie bis zu Mittag fortarbeiten, wo die Glocke sie wieder abruft. Jetzt genießen sie zwei Stunden Ruhe und Erquickung, von denen sie mehrentheils eine mit Schlaf hinbringen.

Ihr Mittagsmahl besteht, wie das Frühstück, aus Vegetabilien, wozu noch etwas gesalzener oder gedörrter Fisch kommt, von dem jedem Neger wöchentlich eine gewisse Quantität gereicht wird. Die meisten ziehen indessen eine

reich=

reichliche Abendmahlzeit den Mittagsessen vor, und bringen die Freistunden entweder mit Schlafen zu, oder sie suchen Futter für ihre Ferkel und ihr Federvieh, auch arbeiten wohl einige der Betriebsamsten eine Stunde in ihren kleinen Gemüsefeldern. Gegen zwei Uhr werden sie wieder ins Feld gefordert, und äußern jetzt, durch Ruhe und Schlaf erquickt, einigermaßen Anstrengung und Fleiß, obgleich ich mit Wahrheit behaupten kann, daß ein englischer Arbeiter, wenigstens dreimal so viel zu Stande bringen würde, als ein Neger in eben dem Zeitraum. Bei Sonnenuntergang, oder wenigstens bald nachher, werden sie für die Nacht entlassen, indem auf Jamaika die Plage des Grassammlens glücklicherweise unbekannt ist. Ist der Tag feucht oder die Arbeit ungewöhnlich schwer gewesen, so bekommen sie zuweilen eine Portion Rum. Ueberhaupt werden sie, da die Länge der Tage in Westindien das ganze Jahr hindurch ziemlich gleich ist, täglich etwa zehen Stunden im Dienste ihres Herrn beschäftigt; Sonntage und Feiertage abgerechnet. In der Erndtezeit ist indessen die Ordnung verschieden, alsdenn arbeiten diejenigen Neger, welche bei der Mühle und dem Kochhause angestellt sind, zuweilen sehr spät, auch sogar die Nacht hindurch; sie werden aber in Wachen abgetheilt, die einander ablösen, wie bei den Matrosen üblich ist; und es ist merkwürdig,

daß die Neger in dieser Zeit eine bessere Gesundheit genießen, und mehr Kraft haben, als das ganze übrige Jahr hindurch, welches ohne Zweifel dem uneingeschränkten Genuß des reifen Rohrs, des Rohrsaftes und des Syrups zugeschrieben werden muß, den man ihnen jetzt verstattet.

Die in Jamaika herrschende Gewohnheit, den Negern Land zu geben, von dessen Ertrag sie sich ernähren müssen, (außer in theuren Zeiten, die von Orkanen oder Dürre entstehen, und wo man ihnen nie Unterstützung verweigert) wird allgemein als wohlthätig und zweckmäßig betrachtet; indem sie eine glückliche Vereinigung des Interesses unter dem Herrn und Sklaven zuwege bringt. Ein Neger, der durch seinen Fleiß sich ein Eigenthum auf seines Herrn Ländereien erworben, hat viel zu verlieren, und ist daher abgeneigter, seine Arbeit im Stiche zu lassen. Er erwirbt sich einiges Geld, welches ihn in den Stand setzt, sich in den Feiertagen mit schönen Kleidern zu schmücken, und seinen Gaumen mit gesalzenem Fleisch und andern Leckereien, die er sonst nicht haben könnte, gütlich zu thun, und der Eigenthümer wird dadurch größtentheils von der Last, ihn zu ernähren, befreiet. In einigen Inseln unter dem Winde, haben sie zu diesem Behuf nicht Land genug, und in keiner stehen sich die Neger in

diesem Punkt besser, als auf der großen Insel Jamaika, wo man sie weder in Absicht auf die Größe, noch die Lage des Landes einschränkt. Auch ist es hier üblich, wenn die Ländereien des Gutsherrn weitläufig genug sind, daß die Neger ihre Felder jährlich erweitern, oder gegen neue vertauschen. Auf diese Weise bekommen sie schnellere und bessere Erndten, und haben nicht allein reichlich Lebensmittel für sich, sondern auch zum Verkauf übrig. Unglücklicherweise verlassen sie sich mehr auf Pisangwälder, Getreide und andre Lebensmittel, die den Stürmen mehr ausgesetzt sind, als die dort gewöhnlichen Erdprodukte, wie Yams, Arumwurzeln, Kartoffeln, Kassava und anderes eßbares Wurzelwerk, welches nicht so sehr durch Orkane leidet; aber Vorsicht und Klugheit sind leider Ausdrücke, die in dem Wörterbuch des Negers keine Stelle haben. Um den Uebeln vorzubeugen, die, wie man aus trauriger Erfahrung weiß, aus dieser Sorglosigkeit entstehen, verbindet die Sklavenakte von Jamaika jeden Landeigenthümer, außer den eignen Feldern der Neger, überdem für zehen Neger einen Morgen Land mit Mundvorrath zu bepflanzen.

In Jamaika haben die Neger alle vierzehn Tage einen Tag (außer in der Erndtezeit) zu Bebauung ihrer Felder, und um ihre Produkte zu Markte zu tragen; Sonntage und Feier=

Feiertage ungerechnet. Einige unter ihnen beschäftigen sich an diesen Tagen, außer dem Anbau ihrer Felder, mit Verfertigung verschiedner groben Waaren, dergleichen sind: Matten zu Betten; Stricke von Rinde, von starker, dauerhafter Arbeit; geflochtene Stühle und Körbe; irdne Töpfe und Gefäße, für die sie immer einen guten Absatz finden, ungeachtet ihre Arbeit weder fein noch kunstreich ist. Die aller Betriebsamsten unter den Negern, wenden schwerlich mehr als sechzehn Stunden monatlich auf den Anbau ihrer Felder, und überlassen sie übrigens der gütigen Vorsorge der Natur, welches bei günstiger Witterung auch völlig hinreichend ist. Sonntag ist ihr Markttag, und man erstaunt über die Menge, die man alsdenn aus allen Gegenden des Landes nach den Städten und Häven zueilen sieht, mit Früchten und Gemüse, Federvieh, Spanferkeln und Ziegen, welches sie alles selbst ziehen, beschwert. In Jamaika schätzt man die Anzahl derer, die sich alle Sonntage auf dem Markte zu Kingston versammeln, auf 10,000; hier setzen sie ihre Produkte gegen eingesalzenes Rind- oder Schweinefleisch, und feines Leinenzeug, oder Putz für ihre Weiber und Kinder um. Ich glaube nicht, daß man ein Beispiel anführen kann, wo je ein Herr sich das Recht angemaßt hätte, über das auf diese Art erworbene Eigenthum seines Sklaven zu schalten und walten. Man erlaubt ihnen

auch bei ihrem Tode über ihr kleines Vermögen frei zu disponiren und selbst ihre Gärten und Felder an ihre Mitsklaven zu vermachen. Diese Grundsätze sind so allgemein anerkannt, daß, wenn ein Gutsherr es nothwendig findet, die Felder der Sklaven mit andern zu vertauschen, so muß er die Neger mit Geld oder auf andre Art zufrieden stellen, ehe der Tausch Statt finden kann, und dieser Gebrauch ist allgemein.

Die Hütten der Neger machen gewöhnlich ein kleines Dorf aus, welches der Bequemlichkeit und des Wassers wegen mehrentheils in der Nähe der Zuckersiederei angelegt ist. Auf Ordnung wird bei der Anlage wenig gesehen, doch sind sie immer mit Obstbäumen, als Bananas, Pomeranzen und Avokadobirnbäumen untermischt, die den Negern gehören, und geben meist einen lieblichen, romantischen Anblick. Wollte man behaupten, daß diese Wohnungen erträglich wären, nach dem Begriff, den sich ein ungereister Engländer von einer Wohnung macht, so hieße das den Leser beleidigen; man kann indessen doch mit Wahrheit sagen, daß, wenn man die Beschaffenheit des Klimas betrachtet, sie besser sind als die der Irländischen und Schottischen Bauern. Sie sind wenigstens den Wünschen und Bedürfnissen ihrer Bewohner angemessen, die sie ganz nach ihrem Sinn, in Absicht auf Gestalt und Größe, einrichten, indem

dem der Herr das Zimmerholz dazu hergiebt, und auch oft dem Gutszimmermann erlaubt, ihnen bei Errichtung derselben behülflich zu seyn. Gewöhnlich ist die Hütte für einen Neger und seine Frau funfzehn bis zwanzig Fuß lang, und in zwei Behältnisse abgetheilt; sie besteht aus Pfählen von hartem Holz, die in die Erde getrieben, und mit dünnen Zweigen durchflochten und mit Mörtel ausgefüllt sind. Die Höhe beträgt gerade nur so viel, als nöthig ist, um aufrecht darin zu stehen. Der Fußboden ist gemeinhin die bloße Erde, und das Dach ist mit Palmenstroh oder von Blättern des Cokosbaums gedeckt, welches einen undurchdringlichen Schutz gegen Wind und Wetter gewährt. Ihr Hausrath ist nicht zahlreich, auch bedürfen sie dessen bei ihrer Lebensart nicht viel. Die Bettsponde ist eine Lage von Brettern, und das Bette eine Matte, mit einer wollenen Decke; ein kleiner Tisch, zwei bis drei niedrige Schemel, ein irdener Krug zum Wasser nebst einigen kleinern, ein Eimer, ein eiserner Topf, machen das übrige Geräthe aus. Calabaschen, oder Flaschen-Kürbisse von verschiedener Größe, dienen ihnen statt Teller, Schüsseln oder Schaalen. Sie kochen ihre Speisen immer im Freien. Brennholz haben sie beständig zur Hand, auch in ihrer Hütte des Nachts gewöhnlich Feuer brennen, ohne welches die Neger sich nicht wol des Nachts behelfen können. Dies Feuer wird

in der Mitte ihrer beiden Kammern angemacht, und der Rauch findet entweder durch die Thüre, oder das Dach den Ausgang. So sind aber nur die Wohnungen der niedrigsten Feldneger beschaffen, die schwarzen Handwerker und Hausbedienten hingegen wohnen besser, und sind mit allem besser versehen. Viele von diesen bewohnen geräumige Häuser, mit gedielten Eingängen, sie haben guten Hausrath, viele ordentliche Betten mit Muskitenetzen, um die schädlichen Insekten abzuhalten. Man findet bei ihnen auch Gesimse mit aufgestellten Tellern und Schüsseln, worunter man Steingut und andere englische Fayance antrift. Bei ihrer Kleidung sind die Herren nicht immer so freigebig, als sie seyn sollten; doch hat sich in diesem Punkte auch sehr vieles seit einigen Jahren verbessert. Nur wenige Plantagenbesitzer entziehen ihnen Hüte, Schnupftücher, Messer, Nehnadeln, Zwirn und andere Kleinigkeiten dieser Art. Auch erscheinen an Sonn- und Festtagen, nur selten einige Neger ohne gehörige Kleidung, und viele sind nicht nur ordentlich angezogen, sondern sogar nach ihrem Geschmacke geputzt.

Was die Herren in Westindien aber nie für ihre Neger versäumen, ist Wartung und Pflege, wenn sie krank sind. Eine jede Plantage wird täglich, oder wenigstens wöchentlich, von einem Arzte oder Wundarzt besucht, der

oft

oft selber bei der Plantage wohnt. Und da die meisten Besitzer derselben Leute von Erziehung sind, so werden dazu nicht solche Pfuscher genommen, als man häufig in England bei den Krankenbetten antrift. Daher werden in Westindien junge Leute von Kenntnissen gesucht und aufgemuntert, und da diese nur selten bei einer Plantage ihren ganzen Unterhalt finden: so erlaubt man ihnen auch in der Nachbarschaft zu practiciren.

Die gewöhnliche Belohnung eines Wundarztes auf einer Plantage besteht gewöhnlich in sechs Schilling jährlich für jeden dort vorhandenen Sklaven, er mag gesund oder krank seyn. Gliederabnehmen, Geburtshülfe, Pocken einimpfen, und andre außerordentliche Vorfälle werden besonders bezahlt. Eine Plantage von 500 Negern bringt ihm also, außer freier Wohnung, Tafel und Wäsche, jährlich 150 Pf. St. ein. Es werden in Jamaika wenig Negerärzte seyn, die nicht jährlich diese Anzahl zu besorgen hätten, und dabei noch die Freiheit haben, freie Leute in die Cur zu nehmen, welches besonders bezahlt wird. Ja viele besorgen, nebst ihren Gehülfen, wol 5000 Neger.

Die vorzüglichsten Negerkrankheiten sind die Yaws und Cacabay; welche von beiden aber die schlimmste ist, läßt sich schwer bestimmen. Die letzte ist einerlei mit dem Aussatz der Araber.

der. Die erste hingegen wird Kindern nicht gefährlich, und sie überstehen sie ohne Medizin und großer Pflege. Bei Erwachsenen werden die Yaws selten völlig geheilt, ob sie gleich damit nur einmal, wie mit den Pocken, befallen werden. Die Neger der Goldküste sollen sie sogar ihren Kindern einimpfen. Ich weiß nicht, ob irgend eine Arznei schon erfunden ist, diese Krankheit ganz zu heben. Aber andere Beschwerden richten die größten Verwüstungen unter den westindischen Negern an. Die eine ist eine Art von Tetanus oder Maulsperre, welche Kinder häufig zwischen dem fünften und vierzehnten Tag nach ihrer Geburt befällt, und wovon gewöhnlich der vierte Theil aller neugebohrnen Negerkinder ein Raub des Todes wird. Die andere greift Erwachsene an, sie werden wassersüchtig und führen beständige Beschwerde über den Magen, aber sie finden einige Erleichterung, wenn sie eine gewisse Erde essen. Ich habe von vielen Pflanzern und Aufsehern gehört, die so unwissend und grausam waren, ihren Negern dieses Erde essen, als eine üble Gewohnheit, bei harter Strafe zu verbieten.

Um Kranke und Wöchnerinnen gehörig zu pflegen, ist jede Plantage mit einem Hospital versehen, das aus mehrern Zimmern besteht, und darin eine alte Negerin ihrer wartet. Der

Herr

Herr besorgt gewöhnlich Decken, Reis, Mehl und Zucker, diese Dinge werden den Kranken äußerst selten entzogen. Viele Besitzer lassen ihren Sklaven unter diesen Umständen noch frisches Fleisch geben, ich weiß sogar Beispiele, wo theuere Artikel, wie Gewürze, Sago und Wein ihnen nicht versagt wurden.

Ueberhaupt kann man, einige Ausnahmen abgerechnet, mit Wahrheit versichern, daß, wenn die westindischen Neger in ihrer übrigen Lage sich eben so gut befänden, als man von ihrer Nahrung, Wohnung und Pflege in Krankheiten sagen kann, sie vielleicht den Neid der niedern Volksklassen in Europa erregen möchten. Doch muß man auch zugleich bemerken, daß die gesetzgebende Gewalt in vielen Zuckerinseln die bisherige Behandlung der Sklaven verbessert und die Gewalt der Herren eingeschränkt hat. Dies kann man vorzüglich von Grenada, Dominika und Jamaika sagen. Freilich sind die Erzählungen von barbarischen Geißeln und muthwilligern Gliederverstümmlungen, nicht ganz ungegründet. Wenn dergleichen Unthaten zwar selten begangen wurden, so sind sie doch zu häufig geschehen. Ich kann aber deswegen nicht mit den gewöhnlichen Anklägern der Westindier einstimmen. Diese sagen, es ist häufig und geschieht täglich, daß unglückliche Neger Opfer der ärgsten Grausamkeiten werden, davon man

in

in andern Ländern keine Beispiele findet. Sie sagen ferner, daß überhaupt alle Pflanzer diese Barbareien ohne Mitleiden und Gefühl ausüben. Ich hergegen behaupte, dergleichen Mißhandlungen sind freilich von einzelnen Leuten begangen worden, aber im Ganzen ist die westindische Negerbehandlung milde und sanft, hingegen werden dergleichen Barbareien nicht nur, sobald sie kund werden, allgemein verabscheut, sondern auch nach geschehenem Beweise exemplarisch bestraft, wie unter andern folgende Sentenzen beweisen:

Im Febr. 1777 ward zu Spanischtown in Jamaika Thomas Fell angeklagt, einen fremden Sklaven angefallen und verwundet zu haben. Für dies Vergehen verurtheilten ihn die Richter 20 Pf zu bezahlen und eine Woche im Gefängniß zu sitzen. Ein andrer, Namens Geddes, ward 1786 zu Kingston überwiesen, zwei seiner eigenen Sklaven grausam geprügelt, und verstümmelt zu haben. Er mußte den Frevel mit 200 Pf. St. und einem Gefängniß von sechs Monaten büßen und Bürgschaft leisten, sich künftig gegen seine Neger besser zu betragen. Im Sommer 1791 ereignete sich auf Jamaika folgender abscheulicher Fall: Wilhelm Rattray, ein Zimmermann im Haven von Rio Bueno, warf im trunknen Muthe mit einem Beil nach einem Negerknaben, seinem eignen Sklaven,

und

und tödtete ihn auf der Stelle. Die That ward für absichtlichen Mord erklärt, der Thäter hierauf in Ketten gelegt und ins Gefängniß geführt. Hier stand ihm der gewisse Tod bevor, und weil er dieses wußte, hielt er es am Besten, der öffentlichen Schande durch einen Selbstmord zu entgehen. Diese Begebenheit, die ich selbst erlebt habe, ist, däucht mich, kein Beweis, daß die Mörder ihrer eignen Sklaven ungestraft bleiben.

Der größte, und, wie ich besorge, unheilbare Mangel in dem System der Sklaverei, ist der schon oben erwähnte Umstand, daß das Zeugniß eines Sklaven, selbst in den alleremporendsten Fällen, gegen einen Weißen nicht angenommen wird. In einigen Inseln hat man indessen ernstliche Versuche gemacht, diesem Uebel abzuhelfen. Die neue Sklavenakte auf Grenada verpflichtet die Richter, jährlich drei angesessene Leute zu Vormündern der Sklaven zu ernennen, die sich durch einen Eid verbindlich machen, auf die Ausübung der Gesetze zu halten. Diese müssen nicht allein die mit Lebensmitteln bepflanzten Aecker, die Kleidung und Nahrung der Neger, und die allgemeine Behandlung derselben untersuchen, sondern auch die Aufseher und Faktoren eidlich über die gehörige Beobachtung des Gesetzes abhören, und im Fall der Nichterfüllung die Straffälligen vor Gerichte fordern.

Zu eben diesem Endzweck hat die Gesetzgebung von Jamaika, die Richter und Kirchenvorsteher jeder Gemeine in der Insel, zu einem Beschützungs-Conseil ernannt, in der ausdrücklichen Absicht: über die Grausamkeiten zu wachen, die gegen die Sklaven verübt werden, und die Schuldigen auf öffentliche Kosten zur Strafe zu ziehen. Wird daher einer obrigkeitlichen Person irgend eine Anzeige von dem Verhaft oder Verstümmelung eines Sklaven gemacht, so kann der Richter sogleich einen Befehl ausfertigen, den Sklaven zur Besichtigung vor Gericht zu bringen. Durch eine andre Clausel derselben Akte, um die Verminderung der Sklaven durch übermäßige Arbeit und zu harte Strafen zu verhüten, ist der Chirurgus jeder Plantage gehalten, eidlich alle Jahre einen Bericht von der Abnahme und Vermehrung der Sklaven auf dieser Plantage, und von den Ursachen dieser Verminderung nach seinem besten Gewissen abzustatten.

Der Haupteinwurf gegen das allgemeine Verfahren der Pflanzer, und ich gestehe, auch der scheinbarste, wird von der Nothwendigkeit hergenommen, jährlich eine so große Anzahl Sklaven aus Afrika einzuführen, um die Menge derer, die in Westindien aufgerieben werden, zu ersetzen. So lange die natürliche Vermehrung der schon in den Zuckerinseln vorhandnen

Ne-

Neger, zu Ersetzung dieses Verlustes unzulänglich ist, wird man immer vergeben, dies sey ein unwiederleglicher Beweis, daß man nicht blos einzelnen Personen den Vorwurf einer unschicklichen Behandlung machen dürfe. Diejenige Gewalt, sagt man, muß beinahe in allen Fällen gemißbraucht werden, und diejenige Sklaverei muß allgemein übermäßig drückend seyn, die einen so schrecklichen Aufwand des menschlichen Lebens veranlaßt. Diesem Einwurf ist man gewissermaßen zuvorgekommen, durch den oben geführten Beweis von dem großen Mißverhältniß der Geschlechter in der jährlichen Einfuhr aus Afrika. Es ist dort bewiesen worden, daß nur ein Drittel unter diesen Weiber sind. Demzufolge war in der Insel Jamaika allein im Jahr 1789 ein Ueberschuß von 30,000 männlichen Geschlechts unter der ganzen Negerzahl auf dieser Insel. Dies ist aber noch nicht der ganze Umfang des Uebels. Es ist eine allgemeine bekannte Wahrheit, daß der in Afrika allgemein herrschende Gebrauch der Vielweiberei, auch sehr in Westindien eingerissen ist; und wenn man sich vorstellt, daß man diesem Uebel durch Einführung der in Europa üblichen Heirathsgesetze abhelfen könne, so muß man mit den Sitten, Neigungen und den Aberglauben der Neger wenig bekannt seyn. Man rechnet in Jamaika, daß nach einer mäßigen Schätzung nicht weniger als zehntausend

der vornehmsten Neger, jeder von zwei bis vier Weiber haben. Diese ungleiche Vertheilung der Weiber, macht eine noch größere Anzahl unverheiratheter Männer, und verursacht alle Uebel, die eine Folge der Vielweiberei sind. In Afrika ist die größere Zahl der Männer, die durch die ungleiche Vertheilung der Weiber veranlaßt wird, eine der Hauptquellen, welche den europäischen Kaufleuten Sklaven liefert. In Westindien verursacht dieses ungleiche Verhältniß eine zügellose Ausschweifung und Sittenlosigkeit unter den mehresten Weibern, welche Versuchungen ausgesetzt sind, denen sie nicht widerstehen können. Die Keuschheit steht bei ihnen in so geringem Werth, daß Unfruchtbarkeit und häufige unzeitige Geburten, die gewöhnlichen Folgen eines vermischten Umganges, sehr allgemein unter ihnen sind. Aus dieser Quelle muß man auch die Vernachläßigung und den Mangel an mütterlicher Zärtlichkeit gegen die Kinder aus früheren Verbindungen, herleiten, die bei vielen schwarzen Weibern so auffallend sind.

Diese Umstände zusammengenommen, sind mehr als hinreichend, um die jährliche Verminderung der Sklaven zu erklären. Auch muß ich offenherzig gestehen, daß die Sklaverei, selbst in ihrer mildesten Gestalt, der Bevölkerung nachtheilig ist. Das menschliche Geschlecht, um

sich

sich häufig zu vermehren, muß sich in günstigen Umständen befinden; und wenn Vernunft und Gefühl sich nicht einigermaßen mit dem sinnlichen Instinkt vereinigen, so erblickt die unglückliche Frucht nur das Licht, um zu sterben. Es ist unnütz, dieses weiter auszuführen. Männer, welche des Nachdenkens fähig sind, und erfahren, daß ein so ungleiches Verhältniß unter den beiden Geschlechtern Statt findet, werden von selbst die gehörigen Folgerungen daraus ziehen, und eingestehen, daß eine Abschaffung des Sklavenhandels, nicht das rechte Mittel sey, diesem Uebel abzuhelfen.

Unter unzähligen Vorschlägen, welche man gethan hat, um den Zustand der Sklaven zu verbessern, scheinen mir folgende die brauchbarsten zu seyn. Erstens sollte man jedem Neger ein bestimmtes Quantum Arbeit aufgeben, welches in einer gewissen Zeit fertig werden müßte, und diejenigen, welche ihre Aufgabe in der bestimmten Zeit vollendet hätten, müßten den Rest des Tages für sich haben, und für jede andre Arbeit bezahlt werden. Ferner müßte den Negern das kleine Eigenthum, welches sie zuweilen erwerben können, vom Gesetz gesichert werden. Drittens müßte man Sorge tragen, daß der Sonntag, seiner Bestimmung gemäß, auch für die Neger ein Tag der Ruhe und der moralischen Besserung und Ausbildung

würde, weshalb man durchaus die Sonntagsmärkte abschaffen sollte. Damit aber die Neger nicht die Gelegenheiten einbüßten, die Früchte ihres Fleißes einzuerndten: so müßte man ihnen alle vierzehn Tage einen andern Tag frei geben, an dem sie diese Geschäfte verrichten könnten.

Aber alle diese Maasregeln, um das Schicksal dieser unglücklichen Menschenklasse zu erleichtern, werden wenig Vortheil bringen, wenn man nicht vorläufig die Einrichtung trift, daß die Neger nicht einzeln den Gläubigern ihres Herrn zu Bezahlung seiner Schulden bei jeder Gelegenheit verkauft werden. Dieser in seinen Grundsätzen so tyrannische, und in seinen Würkungen so schreckliche Mißbrauch ist nunmehr durch eine förmliche Parlamentsakte bestätigt und authorisirt, und nur eine ähnliche Autorität kann ihn wieder abschaffen. Es ist unglaublich, wie oft durch diese Einrichtung ganze Familien unglücklich werden. In einigen wenigen Jahren gelangt ein guter fleißiger Neger dahin, daß er alles bequem eingerichtet, ein Haus gebaut, ein Weib genommen hat, und eine junge Familie um sich her entstehen sieht. Sein kleiner Acker ernährt ihn nicht allein hinlänglich, sondern giebt ihm auch die Mittel, etwas zu den ersten Bedürfnissen des Lebens hinzuzufügen. In dieser Lage wird er von dem Gerichtsdiener fortgeschleppt, von seinem

nem Weibe und Kindern getrennt, auf einer öffentlichen Auktion versteigert, und von einem Fremden gekauft, der ihn vielleicht wegschickt, um seine unglückliche Existenz in den mexikanischen Bergwerken in ewiger Dunkelheit zu betrauern. Und alles dieses ohne eigne Schuld oder Vergehn, blos um für das Unglück eines andern zu büßen. Diese Fälle sind so selten nicht, und sie werden sich so oft wieder ereignen, als es Menschen geben wird, die in Unglück gerathen.

Vom Bau des Zuckers.

Wenn man von dem Ackerbau der westindischen Inseln handelt, so ist dasjenige Rohr, welches ihr Hauptprodukt, den Zucker, liefert, ein Gegenstand, der zuerst die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Der alte Name des Zuckerrohrs war Saccharum. Dies Gewächs ist im Orient einheimisch, und wurde wahrscheinlich seit undenklichen Zeiten in Arabien und Indien gebaut. Es ist unbekannt, zu welcher Zeit die Kunst, den Saft durch Ausdünstung zu körnen, zuerst entdeckt ward; wahrscheinlich aber ward der Zucker auf dem Wege über das rothe Meer

früh-

frühzeitig in Europa eingeführt. Dennoch vermuthet man mit großer Wahrscheinlichkeit, daß das Gewächs selbst, vor den Kreuzzügen nicht sehr bekannt war. Albertus Aquensis, ein Mönch, beschreibt den Bau und die Zubereitung des Zuckers, wie solches bei den Einwohnern von Acre und Tripolis üblich war, sehr ausführlich, und bemerkt, daß die christlichen Krieger im gelobten Lande sich bei einer Theurung der Lebensmittel häufig durch Aussaugen des Zuckerrohrs zu erquicken pflegten.

Auch in Morea und in den Inseln Rhodus und Malta baute man Zuckerrohr, und von dort wurde es nach Sicilien verpflanzt; doch ist der Zeitpunkt nicht genau bekannt. Lafitau erwähnt eines Geschenks Wilhelms des Zweiten, Königs von Sicilien, wo er dem Kloster von St. Bennet eine Mühle zum Zuckerrohrmahlen, nebst allem Zubehör verehrt. Dies geschah im Jahr 1166.

Von Sicilien sollen Spanier und Portugiesen das Zuckerrohr nach den Azoren, Madeira, den Canarischen und Capverde-Inseln, bald nach deren Entdeckung im 15ten Jahrhundert gebracht haben, und von einigen dieser Inseln fand es früh einen Weg nach Brasilien und Westindien.

Dies ist die allgemein angenommene Geschichte dieses kostbaren Produkts. Herrera behauptet

hauptet ganz ausdrücklich, daß das Zuckerrohr von den Canarischen Inseln im Jahr 1506 von einem Spanier, Namens Aguilon nach Hispaniola verpflanzt wurde. In diesem Fall aber ist der ehrwürdige Geschichtschreiber offenbar irrig. Denn es erhellet aus dem Zeugniß des Peter Martyrs im dritten Buch seiner ersten Decade, die während der zweiten Reise Colons zwischen den Jahren 1493 und 1495 geschrieben wurde, daß das Zuckerrohr damals schon hinlänglich in Hispaniola bekannt war. Wahrscheinlich führte Colon es auf seiner zweiten Reise selbst von den Canarischen Inseln hin *).

Dage-

*) Peter Martyr widerspricht hier nicht dem Herrera, daß die Spanier es von den Kanarien nach den Inseln gebracht hätten, sondern nach ihm ward der Zucker nur früher in Westindien eingeführt, als das Jahr 1506, in welchem man den dortigen Anfang des Zuckerbaues zu setzen pflegt. Er ist vielmehr in seinen Briefen, die er früher, als seine Decaden schrieb, mit dem Herrera einstimmig. In einem derselben an den Pomponius Laetus vom 10ten Jan. 1495 rühmt er, wie außerordentlich schnell auf den neuerfundenen Inseln, die dahin aus Spanien gebrachte Gewächse, wie Melonen, Kürbisse, Rüben, Weinstöcke und andere fortkommen. Unter diesen nennt er auch Zuckerrohr, das in zwanzig Tagen Ellen hoch aufschießt.

Dagegen giebt es auch Schriftsteller von großer Gelehrsamkeit und vielem Ansehen, welche behaupten, das Zuckerrohr sey sowohl in den Inseln als auch den festen Lande von Amerika zwischen den Wendezirkeln einheimisch gewesen. Diese versichern, man habe es wild wachsend angetroffen, bei der ersten Entdeckung dieser Länder durch die Spanier. Der Pater Labat, welcher diesen Punkt mit großem Fleiß untersucht zu haben scheint, ist ganz bestimmt dieser Meinung, und citirt unter andern Autoritäten, den Thomas Gage, welcher 1625 nach Neuspanien reiste. Gage nennt unter den Früchten und Erfrischungen, welche die Caraiben von Guadalupe ihm brachten, auch das Zuckerrohr. Es ist aber bekannt, sagt Labat, daß die Spanier nie einen Zoll breit Land auf den kleinern Antillen angebaut haben. Ihre Schiffe pflegten zwar dort anzulegen, um sich mit Holz und Wasser zu versehen; auch hinterließen sie dort Schweine, um ihre Landsleute, die künftig dort landen könnten, mit Lebensmitteln zu versorgen; es würde aber im höchsten Grade thöricht gewesen seyn, wenn man annehmen wollte, sie hätten Zuckerrohr gepflanzt, und zugleich Schweine an Land gesetzt, um es wieder auszurotten.

Außerdem aber fährt Labat fort, haben wir noch ein sicheres Zeugniß, daß das Zuckerrohr

rohr ein einheimisches Produkt von Amerika ist; denn außer den Nachrichten des Franziskus Ximenes, welcher eine Abhandlung von den Mexikanischen Pflanzen geschrieben hat, worin er behauptet, das Zuckerrohr wachse an den Ufern des Flusses Plata, bis zu einer außerordentlichen Höhe, wild, versichert uns Johann de Lery, ein protestantischer Geistlicher, welcher 1556 Prediger bei der holländischen Besatzung des Forts Coligny am Flusse Janeiro war, daß er selbst Zuckerrohr in großer Menge an den Ufern dieses Flusses gefunden habe, wo die Portugiesen nie hingekommen waren. Der Pater Hennepin und andre erzählen ebenfalls, daß Zucker an der Mündung des Missisippi und auf der Insel St. Vincent wild wachse.

Um diese anscheinenden Widersprüche zu vereinigen, darf man nur annehmen, daß dieses Rohr wirklich in vielen Gegenden der neuen Welt wild gewachsen, daß aber Colon solches nicht gewußt, und einige Pflanzen davon nach Hispaniola geführt habe. Der Fleiß aber, mit dem sich die neuen Ansiedler den Anbau dieses nützlichen Produkts unterzogen, macht einen bewundernswürdigen Abstich mit der Betriebsamkeit der jetzigen Bewohner; denn aus dem Oviedo erfahren wir, daß schon im Jahr 1535 nicht weniger als 30 Zuckermühlen auf der Insel waren.

Der

Der botanische Name des Zuckerrohrs ist Arundo Saccharifera. Es ist ein aus verschiedenen Gelenken bestehendes Rohr, welches oben Blätter oder Halmen trägt, deren Rand sägenförmig eingekerbt ist. Das Rohr selbst ist stark aber spröde, und seine Farbe, wenn es reif ist, ein schönes strohgelb. Inwendig findet man in demselben eine weiche markige Substanz, welche eine äußerst liebliche und angenehme Süßigkeit liefert. Der Zwischenraum zwischen jedem Absatz des Rohrs ist verschieden, je nach der Beschaffenheit des Bodens; gewöhnlich beträgt er ein bis drei Zoll in der Länge, und $\frac{1}{2}$ bis 1 Zoll im Durchschnitt. Die Höhe des Rohrs hängt gleichfalls von Umständen ab. In fettem, wohlgedüngtem Boden habe ich einiges gesehen, welches von der Wurzel bis zum obersten Gelenk zwölf Fuß lang war. Die gewöhnliche Höhe aber bis an die Blätterkrone ist zwischen drei und einen halben bis zu sieben Fuß, und in sehr fettem Lande hat man an der Wurzel zuweilen an hundert junge Schößlinge gefunden.

Man kann vermuthen, daß ein so saftreiches, üppiges Gewächs, ein starkes und tiefes Erdreich erfordert, um zur Vollkommenheit zu gedeihen; daher bin ich auch der Meinung, daß nicht leicht ein Boden zu fett dazu seyn kann. Das beste Erdreich, welches unstreitig

den

den feinsten Zucker, und zwar in größter Menge, hervorbringt, ist die aschenartige Lehmerde auf St. Kitts, welche bei der Beschreibung dieser Insel erwähnt wurde. Auf diese folgt das Erdreich, welches man in Jamaika Ziegelerde nennt, nicht weil es ziegelfarbigt ist, sondern weil es diejenige Mischung von Thon und Sand enthält, die es zur Ziegelbrennerei tauglich machen würde. Es ist eine tiefe, warme, saftreiche, braune, lockere Erde, deren Oberfläche zwar leicht trocken wird, aber doch tiefer unten, selbst bei der größten Dürre, eine beträchtliche Feuchtigkeit behält; die Erde gewährt den Vortheil, daß man im feuchtesten Wetter doch keine Furchen zur Ableitung des Wassers ziehen darf. Man hat die Erfahrung gemacht, daß sogenanntes Pflanzenrohr, (oder das vom ersten Wachsthum) in diesem Erdreich bei günstiger Witterung gesteckt, zwei und ein halbes Faß Zucker von jedem Morgen geliefert hat. Es würde zu weitläufig seyn, jede Gattung des Bodens auf der Insel Jamaika beschreiben zu wollen; doch kann ich eine Art Land nicht übergehen, welche an der Nordseite der Insel, hauptsächlich im Kirchspiel Trelawney gefunden wird, und theils wegen seiner Seltenheit, theils wegen seiner Kostbarkeit merkwürdig ist; indem das hier gebaute Rohr ein größeres Quantum feinen Zucker liefert, als das in allen andern Gegenden. Das hier erwähnte Land ist ge-

wöhn-

wöhnlich von rother Farbe, welches aber vom dunkelsten Chokoladenbraun bis zu einem schönen Scharlachroth schattirt. An einigen Orten ist es hellgelb, überall aber merkwürdig wegen seiner glänzenden Oberfläche, wenn es frisch umgegraben ist, und färbt durchaus die Finger, wie Farbe. Dieses Erdreich ist leicht zu bearbeiten; es ist aber merkwürdig, daß, wenn man es eben so sorgfältig aufpflügt, oder zermalmet, als andre zähe, thonartige Aecker, dieses nicht allein unnütz, sondern sogar nachtheilig ist; indem es dadurch zu sehr den Wirkungen einer senkrechten Sonne blosgestellt, und seine Fruchtbarkeit beschränkt wird. In denen Plantagen, wo dieser Boden häufig ist, pflegt man gewöhnlich sich mehrentheils auf sogenanntes Ratuhnrohr (Ratoon) zu verlassen. Ratuhns sind die Sprossen oder Ableger, welche aus den Wurzeln des Rohrs keimen, welches man vorher zum Zucker abgeschnitten hat, und diese sind gewöhnlich in Jahresfrist reif. Rohr vom ersten Wuchs, welches, wie schon gesagt, Pflanzenrohr genannt wird, ist das unmittelbare Produkt der ursprünglichen Pflanzen oder Augen, die man in den Boden gepflanzt hat, und diese bedürfen funfzehn bis siebzehn Monate Zeit, um zur Reife zu gelangen. Die ersten jährlichen Schößlinge von den Wurzeln, heißen die ersten Ratuhns, die vom zweiten Jahre heißen die zweiten, und so weiter

nach

nach dem jedesmaligen Alter. In den größten Theil von Westindien pflegen die Pflanzer einen gewissen Theil des Zuckerlandes (gewöhnlich ein Drittheil) in jährlicher Reihenfolge neu zu bepflanzen. Dies ist auf die gewöhnliche Art, wo die Löcher mit der Hacke in die Erde gemacht werden, für die Neger äußerst mühsam und beschwerlich, eine Mühe, die man sich durch die oben angeführte Methode gänzlich erspart. Nach dieser Methode läßt man, anstatt die Ratuhns aufzubewahren, und das Land neu zu bepflanzen, die alten Wurzeln im Lande stehen, und pflanzt blos, wo die Pflanzen abnehmen und einzelner stehen, allmälig neue nach. Durch dieses Mittel und mit Hülfe des Düngers, ist der Ertrag des Zuckers von jedem Morgen Land, auf die Länge eben so beträchtlich, als vom besten Pflanzenrohr, wenn man nemlich den Unterschied der Arbeit und Kosten mit in Anschlag bringt. Der gewöhnliche Ertrag dieses Landes ist im Durchschnitt sieben Oxh. von 16 Centner auf zehen Morgen, die jährlich geschnitten werden.

Bei der Bearbeitung anderer Ländereien, vornehmlich in Jamaika, hat man neuerlich den Gebrauch des Pfluges eingeführt, und in einigen Fällen mit großem Vortheil; aber nicht jeder Acker und nicht jede Lage verträgt den Pflug; einige Länder sind viel zu steinigt, andre

zu steil; dennoch habe ich zu meinem großen Leidwesen bemerkt, daß man in Jamaika, wo man sich des Pfluges bedient, eine Methode befolgt, welche den schönsten Boden aussaugen muß. Man pflügt nemlich den Acker der Länge und Breite nach, und beegt ihn von Jahr zu Jahr, oder wenigstens alle zwei Jahr ohne Dünger zu gebrauchen. Diese Methode zerrüttet durchaus die Ratuhns oder jungen Schößlinge. Doch befolgen einige Güterbesitzer jetzt eine andre Methode. Sie lassen nemlich ein zähes, thonigtes Erdreich ein oder ein paarmal durch den Pflug im Frühjahr auflockern, und den Sommer über brach liegen. Im folgenden Herbst, wo es sodann leicht und locker ist, wird es durch Handarbeit mit Furchen versehen und bepflanzt. Die eigentliche vortheilhafte Methode aber ist eigentlich die, wenn man den Pflug blos gebraucht, um Furchen zu ziehen, welches unendlich leichter als mit der Hacke geschehen kann: die Erleichterung, welche in einem zähen, schweren Erdreich dadurch den Negern verschaft wird, ist unglaublich groß. Ich spreche von dieser Sache aus eigner praktischer Erfahrung. In einer von meinen Plantagen, ward der größte Theil des Landes, welches jährlich bepflanzt wurde, durch die Arbeit eines tüchtigen Kerls, dreier Knaben und acht Ochsen, mit einem gewöhnlichen einrädrigen Pflug, sehr sauber und ordentlich zum Pflanzen umgeackert.

Die

Die Pflugschar war zwar etwas breiter als gewöhnlich, aber übrigens das ganze Verfahren so einfach als möglich. Indem die Pflugschar noch einmal in der nemlichen Furche zurückgeht, wird das Erdreich rechts und links aufgeworfen, und bildet eine Vertiefung von sechs bis sieben Zoll tief, und oben etwa drittehalb Fuß, und unten einen Fuß breit. Ein Raum von achtzehn bis zwanzig Zoll breit bleibt zwischen jeder Furche, auf diesen wird durch die Pflugschar die Erde geworfen, und die Furche vollkommen gebildet. Auf solche Art wird das Land nicht erschöpft oder der Sonne zu sehr ausgesetzt, und ein Feld von zwanzig Morgen kann mit einem Pfluge in dreizehn Tagen gehörig bearbeitet werden.

Die gewöhnliche Art, die Vertiefungen zum Pflanzen durch Handarbeit zu machen, ist folgende: das Land, welches bepflanzt werden soll, wird erst vom Unkraut und allen andern Unrath gesäubert, und dann in Quadrate von gewissem Umfange abgetheilt; gewöhnlich jedes von funfzehn bis zwanzig Morgen; der Raum zwischen jeder Abtheilung oder Quadrate ist breit genug zum Fahrweg, und man nennt ihn Intervalle. Jedes Feld wird dann vermittelst einer Schnur in kleine Quadrate, von etwa drei und einen halben Fuß, getheilt, oder auch zuweilen etwas größer. Die Neger werden als-

denn in einer Reihe längst der ersten Linie, bei jedem Quadrat einer gestellt, und angewiesen, die Quadrate in einer Tiefe von fünf bis sechs Zoll auszugraben. Die herausgeworfne Erde macht eine Anhöhe an der untern Seite, und so hat die Vertiefung selten mehr als funfzehn Zoll Breite unten in der Tiefe, und drittehalb Fuß oben bei der Oberfläche. Die Neger traten dann zur nächsten Reihe zurück, und machen es wie vorher. So bilden die verschiedenen Vertiefungen zwischen jeder Reihe beinahe eben solche Furchen, als der Pflug sie macht. Ein tüchtiger Neger kann bei seiner täglichen zehenstündigen Arbeit etwa hundert und zwanzig solcher Furchen machen; ist der Acker aber vorher aufgepflügt worden und brach gewesen: so kann eben dieser Neger beinahe noch einmal so viel in eben der Zeit verrichten.

Nachdem nun die Furchen entweder durch den Pflug oder mit der Hacke vollendet sind, werden die Schossen zum Pflanzen ausersehen, welches gewöhnlich die obersten Spitzen des Rohrs sind, das man zum Zucker geschnitten hat, und von denen jede fünf bis sechs Augen oder Knospen haben muß. Zwei Pflanzen sind hinlänglich für eine Furche von der obenbeschriebnen Größe. Diese werden nach der Länge hinein gelegt, und etwa zwei Zoll hoch mit Erde bedeckt, das übrige Erdreich bewahrt man

zu

zu einem künftigen Gebrauche auf. In Zeit von zwölf bis vierzehn Tagen schlagen die jungen Sprossen aus, und sobald sie einige Zoll hoch über der Erde stehen, müssen sie sorgfältig von Unkraut gesäubert, und mit einem Theil der aufgeworfnen Erde beschüttet werden. Dies wird gewöhnlich mit den Händen verrichtet. In Zeit von vier bis fünf Monaten sind die aufgeworfnen Erhöhungen ganz geebnet, und der Raum zwischen den Reihen wird sorgfältig umgehackt. So lange das Rohr jung ist, sind häufige Säuberungen unumgänglich nöthig, und keine andre Sorgfalt eines Oberaufsehers kann den Mangel derselben in diesem Punkt ersetzen: zugleich muß dafür gesorgt werden, daß alle Seitenschößlinge, welche hervorsprossen, nachdem das Rohr angefangen hat, Gelenke anzusetzen, abgenommen werden, weil sie selten zur Reife gelangen, und dem Hauptstamm die Nahrung entziehen.

Die eigentliche Jahreszeit zum Pflanzen ist unstreitig in den Zeitraum zwischen dem August und dem Anfang des November. Durch die herbstlichen Regengüsse wird das Rohr stark und üppig genug, um die Erde zu beschatten, ehe die trockne Jahreszeit sich einstellt; dadurch werden die Wurzeln kühl, und das Erdreich feucht erhalten. Auch sind sie alsdenn im Anfange des zweiten Jahres reif, so daß der Ober-

aufseher seine Erndte, gegen Ende des Mayes, vollenden kann, das wenige Rohr ausgenommen, welches stehen bleibt, um Schößlinge oder Kronen zum Pflanzen zu liefern. Rohr, welches im November oder noch später gepflanzt wird, verliert den Vortheil des herbstlichen Regens, und es geschieht oft, daß, wenn im Anfange des Jahres trocknes Wetter einfällt, ihr Wachsthum bis auf den Frühling und die Mayregen verzögert wird; alsdenn sprossen sie beides um die Wurzel, und an den Gelenken, und wenn die Erndtezeit kömmt, ist das Feld mit unreifen Absaugern beschwert, und arm am Zuckerrohr. Rohr im Januarius gepflanzt, pflegt aber gut zu gedeihen; später hin aber taugt es nichts, denn ob es gleich alsdenn den Vortheil der Frühlingsregen genießt, so wird es zur unrechten Zeit reif, und bringt eine Unordnung in der gewöhnlichen Erndtezeit zuwege. Es wird daher gewöhnlich abgeschnitten ehe es reif ist. Der Haupteinwurf gegen die im Herbst gepflanzten Röhre, ist, daß sie gegen die Zeit, wo die heftigen Regen und starken Winde einzutreten pflegen, einen zu geilen Wuchs und eine zu schwere Spitze haben, welches sie oft der Gefahr aussetzt, geknickt zu werden, ehe sie reif sind. Auf fettem, nicht ausgesognen Boden, ist dies wirklich der Fall, und daher haben einige Oekonomen folgendes Verfahren eingeführt: sie pflanzen im August und Septem-

ber,

der, säubern die jungen Sprossen und beschützten sie gelegentlich mit Erde, bis gegen Anfang des Jenners, wo sie die Pflanzen mit Messern dicht über der Erde wegschneiden und die Anhöhen ebenen, indem sie die übrige Erde um die Wurzeln häufen, welche bald nachher eine Menge kraftvoller, üppiger Schossen, alle von gleicher Länge treiben. Man sagt, durch dieses Verfahren habe das Rohr einen nicht zu geilen Wuchs in den stürmischen Monaten, und komme dennoch zu rechter Zeit im folgenden Frühjahr zur Reife.

Ueberhaupt ist die unschickliche Wahl der Jahrszeit zum Pflanzen einer von den größten Fehlern im Zuckerbau. Doch selbst bei aller Sorgfalt und Vorsicht in diesem Stück ist der Pflanzer nicht gegen allen Unfall gesichert. Das Zuckerrohr ist einer Krankheit unterworfen, welche keine Klugheit voraussehen kann, und gegen die bisher auch keine menschliche Weisheit ein Heilmittel hat entdecken können. Dieses Uebel ist ein Mehlthau, der Aphis des Linné, und von zweierlei Gattung: der schwarze und gelbe; letzterer ist der verderblichste. Er besteht in Myriaden kleiner, dem bloßen Auge unsichtbarer Insekten, deren eigentliche Nahrung der Saft des Rohrs ist, den zu erhalten, sie die zarten Halmen verwunden, und dadurch die Gefäße verletzen; folglich wird der Umlauf

ver=

verhindert, und der Wachsthum der Pflanze unterbrochen, bis sie allmälig früher oder später ein Raub der Verwüstung wird.

Ueber ein so unheilbares Uebel lange zu klagen, wäre sehr überflüssig; auch habe ich es nur hauptsächlich darum erwähnt, um anzuführen, daß ich häufig die Bemerkung gehört habe, der Mehlthau träfe nie die Plantagen, wo sich Colonien von den merkwürdigen kleinen Thierchen, der fleischfressenden Ameise, befänden *). Soviel ist gewiß, daß diese kleinen geschäftigen Thierchen in kurzer Zeit eine Plantage von Ratzen befreien, die zuweilen eine sehr verderbliche Landplage sind, und daß Insekten und Ungeziefer aller Art ihre eigentliche Nahrung zu seyn scheinen. Das Faktum kann daher wohl gegründet seyn: doch überlasse ich es andern zur Bestätigung, indem ich dazu keine Gelegenheit gehabt habe.

Bisher habe ich noch nichts von einem sehr wichtigen Umstand bei dem Zuckerbau gesagt, nemlich vom Dünger, den man für die Felder gebraucht. Es ist allgemein bekannt, daß man zuweilen auch selbst dem besten Boden zu Hülfe kommen muß. Dies geschieht in Westindien auf folgende Art:

Man

*) Die Formica omnivora des Linné.

Man braucht dazu erstens, die vegetabilische Asche von der Feurung der Koch- und Destilierhäuser.

Zweitens, den Unrath des Destilierhauses, Schutt von Gebäuden, Kalk und dergleichen vermischt.

Drittens, Auswurf, oder Feldabgang, dies sind die verfaulten Blätter und Stämme des Rohrs, die man im Gegensatz von Rohrabgang so benennt, welches zum Brennen benutzt wird, wie hernach beschrieben werden soll.

Viertens, Mist, aus den Pferde- und Mauleselställen, und den beweglichen Hürden, damit werden die Aecker, die man bepflanzen will, von einem Ort zum andern belegt, und darin des Nachts alles Vieh getrieben.

Fünftens, gutes Erdreich, welches in den Schluchten zwischen den Bergen, und an andern unbebauten Stellen gefunden, und in die Viehbehälter geworfen wird.

Die Asche hält man gewöhnlich an und für sich für einen guten Dünger, auf kaltem, zähen Boden, und in einigen Gegenden von Jamaika, pflegt man sie unvermischt im Herbst nach den Ländern, wo sie gebraucht werden soll, herauszufahren. Hier oder auf einem nahegelegnen Fleck, läßt man sie in Haufen liegen, bis die Furchen gezogen sind, und als-

denn

denn wird ein Korb voll von 15 bis 20 Pfundgewicht darin geworfen, und um die Zeit, da die Pflanzen gesteckt werden, mit dem Erdreich vermischt. Doch zweifle ich, ob die Asche, auf diese Art gebraucht, sehr vortheilhaft sey, und man hat mir gesagt, daß, wenn man die Erde fünf Jahre nachher aufgräbt, so findet man die Asche noch unaufgelöset.

Hauptsächlich aber verläßt sich der Pflanzer, in Absicht des Düngers, auf seine beweglichen Viehhürden; nicht sowol wegen des Mists, der auf diese Art gesammelt wird, als wegen des Urins vom Vieh, welches der bestmögliche Dünger ist.

Dies ist die allgemeine Verfahrungsart, in Absicht auf den Anbau und die Düngung der Aecker in Jamaika. In einigen der Inseln unter dem Winde soll man mehr Sorgfalt darauf wenden. Doch vermuthe ich, daß noch überall Raum zu großen Verbesserungen ist. So zum Beispiel könnte man die Düngung mit Kalk und Seesand einführen, die in Großbritannien so vortreffliche Dienste leistet, und die hier im Ueberfluß zu finden sind. Mergel ist ebenfalls ein vortreffliches Mittel, um jeden Acker zu verbessern, und nirgends findet man einen weichen, öligten Mergel in so großer Menge, als auf Jamaika. Auf die Frage: warum man damit noch keine Versuche angestellt hat?

hat? kann man, glaube ich, keine andre Antwort geben, als daß die Pflanzer eigentlich keine Zeit haben, Versuche zu machen, und daß Agenten oder solche Leute, die für andre arbeiten, und daher viel zu verlieren, und nichts zu gewinnen haben, nicht leicht zu bewegen sind, von dem gebahnten Wege abzugehen.

Doch es ist Zeit, den Leser in das Kochhaus einzuführen, und den Landmann als einen Manufakturisten vorzustellen.

Von Verfertigung des Zuckers und Rums.

Die Erndtezeit in den Zuckerinseln ist die festlichste, frölichste Zeit des ganzen Jahres für Menschen und Vieh. Der Saft des Rohrs ist so lieblich, heilsam und nahrungsreich, daß alle Wesen der thierischen Schöpfung aus dem uneingeschränkten Genuß desselben Kraft und Gesundheit schöpfen. Die magern und schwächlichen unter den Negern, bekommen in wenig Wochen, nachdem die Mühle in Gang ist, ein ganz verändertes Ansehen. Die Ackerpferde, Ochsen und Maulesel, ungeachtet sie jetzt beinahe unaufhörlich arbeiten müssen, nehmen nun sichtbarer zu, als zu irgend einer andern

Jahrszeit, weil man ihnen reichlich die Spitzen dieser edlen Pflanze, und zuweilen den Abschaum der Kochhäuser zum Futter reicht. Selbst die Schweine und das Federvieh mästen sich von den Abgängen. Mit einem Wort, auf einer gut eingerichteten Plantage, unter einem menschenfreundlichen, wohlthätigen Aufseher, ist während der ganzen Erndtezeit ein solches Schauspiel von Ueberfluß und geschäftiger Fröhlichkeit, daß dadurch die Mühseligkeiten der Sklaverei in großem Maaße gemildert werden. Das größte Hinderniß für Pflanzer bei dieser Jahrszeit ist, wenn sie ihr Rohr nicht auf Wassermühlen mahlen können, denn wenn gleich eine Zuckermühle eine sehr einfache Maschine ist, so wird doch große Kraft erfordert, ihren ganzen Zweck zu erfüllen. Sie besteht aus drei geraden eisernen Cylindern, dreißig bis vierzig Zoll hoch, und zwanzig bis fünf und zwanzig Zoll im Durchschnitte. Der mittelste, der durch äußere Kraft in Bewegung gesetzt wird, dreht die beiden andern durch eine Art von Kammrad. Zwischen diesen Cylindern wird das kurzgeschnittene Rohr in Bündeln gesteckt, und zweimal gepreßt. Denn nachdem das Rohr zwischen dem ersten und zweiten Cylinder ausgepreßt worden, wird es, vermittelst eines besondern hölzernen Instruments, das man in Jamaika dumb returner nennt, durch den zweiten und dritten Cylinder durchgeschoben. Dadurch verliert

liert das Rohr alle seine Feuchtigkeit, und wird zuweilen ordentlich pulverisirt. Der ausgepreßte Saft wird in einem bleiernen Behälter gesammlet, und aus diesem in ein Gefäß geleitet, welches Receiver (Empfänger) heißt. Dies zermalmte Rohr dient hernach zur Feuerung, um den Saft zu kochen.

Der Zuckersaft, so wie er aus der Mühle kommt, enthält gewöhnlich acht Theile reines Wasser, einen Theil Zucker, und einen Theil ölichter und gummiartiger Substanz, bisweilen besteht der Saft aus so viel wässerichten Feuchtigkeiten, daß kaum 2600 Gallons ein Faß Zucker von sechszehn Centnern liefern, da sonst aus der Hälfte eine gleiche Quantität Zucker gewonnen wird.

Aus dem Receiver, wird der Saft ins Siedehaus, in besondere kupferne Pfannen, Clarifiers, geleitet. Jedes Siedehaus hat deren gewöhnlich drei, und ihre Größe richtet sich, nachdem die Mühle viel oder wenig Saft liefern kann. Manche Plantagen, die Wassermühlen besitzen, erhalten dadurch so viel Saft, daß sie wöchentlich dreißig Fässer Zucker gewinnen. Aber auf solchen muß der Saft auch schnell hinter einander versotten werden, denn der reinste Zuckersaft darf nicht zwanzig Minuten in dem Clarifier (Abklärer) bleiben, weil er sodann in Gährung geräth. Da aber die meisten

Plan=

Plantagen nur funfzehn bis zwanzig Fässer Zucker wöchentlich verfertigen können, so will ich die Größe der Clarifiers nach diesen bestimmen. Jeder der drei Abklärer, kann drei bis vierhundert Gallons halten, und ist mit einem Hahn versehen, um den Saft wieder zum fernern Versieden in ein ander Gefäß zu lassen, das gleich beschrieben werden soll. Sobald der Clarifier angefüllt, und das Feuer unter demselben angezündet worden, wird weiße Kalkerde von Bristoll unter dem erwärmten Saft gerührt, um von demselben das überflüßige Acidum abzusondern, die Quantität dieser Erde richtet sich nach der innern Beschaffenheit des Zuckersaftes und der Erde. Einige Zuckerpflanzer nehmen auf hundert Gallon Saft, eine Pinte oder den achten Theil eines Gallons von dieser Erde. So wie sich die Hitze des Feuers vermehrt, und der Saft heiß wird, erhebt sich auf der Oberfläche ein Schaum, bestehend aus den fetten und klebrigten Theilen des Zuckerrohrs und andern Unreinigkeiten. Die Hitze wird nun allmälig vermehrt, bis sie sich dem kochenden Wasser nähert. Eigentlich kochen darf der Saft nicht, und man hält ihn für hinlänglich erhitzt, wenn der Schaum Blasen bildet, die wie weißer lockerer Schaum aussehen, welches gemeinhin in vierzig Minuten geschieht. Alsdenn wird das Feuer schnell ausgelöscht, und der heiße Saft bleibt ruhig eine ganze

Stun-

Stunde stehen. In dieser Zeit zieht der Schaum noch mehrere Unreinigkeiten an sich. Der Saft wird hierauf unter dem Schaum weg, durch einen Hahn in ein anderes Gefäß abgezapft, und bekommt, wenn er von gutem Zuckerrohr genommen ist, ein fast ganz durchsichtiges Ansehen. Dies Gefäß, das große oder evaporirende Kupfer, muß so groß seyn, um den gesammten Inhalt eines Clarifiers zu fassen, darin muß der Saft ordentlich kochen, der sich oben erhebende Schaum wird beständig abgeschöpft, bis der Saft immer reiner, und etwas verdickter erscheint. Er wird so lange gekocht, bis das Ganze sich so vermindert hat, um in den zweiten kupfernen Kessel gelassen zu werden. Bei dieser abermaligen Läuterung hat der Saft eine dem Maderawein ähnliche Farbe. In diesem kupfernen Gefäß wird der Saft abermals gekocht und abgeschaumt, und wenn derselbe nicht klar und rein genug erscheint, gießt man etwas Kalkwasser hinzu, vorzüglich um den Saft zu verdünnen, weil er zuweilen zu geschwinde sich verdickt, und in diesem Zustande die Unreinigkeiten nicht gehörig absetzen kann. Durch alle diese Operationen wird die ursprüngliche Quantität des Saftes so vermindert, daß er aus dem zweiten in dem dritten, und aus diesem in dem vierten Kessel gebracht werden kann. In diesem letzten, welcher Teache heißt, hat der Saft so viel Consistenz bekommen, daß er

dick

dick genug ist, um vom Feuer genommen, und in dem Abkühler gebracht zu werden.

Dies ist ein hölzernes Gefäß, etwa eilf Zoll tief, sieben Fuß lang, und fünf bis sechs Fuß weit. Ein Abkühler von dieser Größe füllt ein Oxhofd mit Zucker. Hier kórnt sich der Zucker, so wie er kalt wird, und unvollkommene, halbgeformte Crystallen, sondern sich von dem Syrup ab.

Die Zeit zu bestimmen, wenn der Saft genug durchgekocht ist, um in den Abkühler gebracht zu werden, wird nur durch lange Uebung erlangt. Manche Neger beurtheilen dies mit bloßen Augen, wenn sich Körner an den Rührlöffel ansetzen, oder durch den sogenannten Touch. Sie nehmen nemlich mit dem Daumen, etwas von der kochenden Materie aus dem Löffel, die, wenn sie kalt wird, sich in Faden ziehen läßt, und bald wegen Sprödigkeit bricht; erlangt ein solcher Faden eine Länge von einem Viertel Zoll, so glaubt man, der Zucker habe genug gekocht.

Aus dem Abkühler kommt der Zucker nach dem Trockenhause, einem weiten, luftigen Gebäude mit einem großen Behälter, um den Syrup zu fassen. Ueber diesem Behälter wird ein hölzernes Gitterwerk gelegt, und darauf ledige Fässer gestellt, deren untere Boden sechs bis

acht Löcher haben. In jedes Loch steckt man den Stengel von einem Pisangblatt. In diese Fässer wird der Zucker aus dem Abkühler geschüttet, der Syrup dringt allmälig durch die schwammigten Stengel, und tröpfelt in dem Behälter. In drei Wochen wird der Zucker in diesen offenen Fässern trocken, weis, und bekömmt den Namen Muscovado, den die Zuckerbecker hernach weiter rafiniren. Man macht aber in Westindien noch eine andre Zuckerart, den man Clayed oder Puderzucker nennt, und häufig in der Wirthschaft verbraucht wird, auf folgende Weise:

Es wird nemlich aus dem Abkühler eine Quantität Zucker, in kegelförmige Töpfe oder Pfannen geschüttet, welche die Franzosen Formen nennen. Die Spitze geht niederwärts, und hat eine kleine Oeffnung von einem halben Zoll im Durchschnitt. In dieser wird anfänglich ein kleiner Pflock gesteckt. Sobald sich der Zucker in diesen Töpfen abkühlt, welches man nach zwölf Stunden daran bemerkt, indem die Oberfläche etwas zusammenfällt, wird der Pflock herausgenommen, und der Topf über ein irdenes Gefäß gestellt, darin muß der übrige Syrup abtröpfeln. In diesem Zustande bleibt der Zucker, so lange noch Feuchtigkeiten abtröpfeln, welches zuweilen wol vier und zwanzig Stunden dauern kann. Hierauf wird eine Lage Leim über

den Zucker geschmiert, und diese etwas mit Wasser befeuchtet, das Wasser seigert sich allmälig durch die Leimerde, vereinigt sich mit den wenigen noch im Zucker vorhandenen Syruptheilchen und verdünnt sie. Durch diese Methode verliert der Zucker viel mehr Feuchtigkeit, als wenn er auf die vorher beschriebne Art in Fässern trocknet, er wird auch reiner und weißer. Die Art, den Clayed, Leim, oder Puderzucker zubereiten, ward, wie einige wollen, zufällig in Brasilien entdeckt, in dem eine Henne mit ihren schmuzigen Füßen über die angefüllten Zuckertöpfe gieng, und man den Zucker unter ihren Tritten weißer als den übrigen fand. Daß man aber in den brittischen Zuckerinseln nicht viel Puderzucker gewinnt, hat folgende Ursachen: Man will nemlich bemerkt haben, daß das Wasser, welches den Syrup verdünnt und abführt, zugleich auch Zuckertheile auflöse, so daß das, was an der Qualität des Zuckers gewonnen wird, wieder an der Quantität verloren geht. Die Franzosen müssen indeß andere Gründe haben, denn allein in St. Domingo findet man auf 400 Plantagen alle Vorkehrungen zum Puderzucker, der hier auch in großer Menge verfertigt wird.

Von den Rumbrennereien.

Eine jede Plantage hat, außer dem Siedehause, der Zuckerrafinerie, noch ein Brennhaus, worin aus dem Abfall beim Zuckerkochen ein sehr geistiges Getränk destillirt wird. Dies geschieht in sehr großen Blasen, die von 1000 bis 3000 Gallons halten. Die großen werden den kleinern auf alle Weise vorgezogen; sie kosten beim Ankauf eine geringe Kleinigkeit mehr, erfordern auch nicht viel mehr Feuerung.

Eine Plantage, die gewöhnlich im Jahr 200 Fässer Zucker, jedes zu sechszehn Centner liefert, braucht zwei Blasen, eine von 1200 und die andere von 600 Gallon. Sie muß ferner einen großen Wasserbehälter zu Abkühlung der Röhren haben, am besten aber ist es, wenn man dazu fließendes Wasser brauchen kann. Außerdem sind dazu nöthig, eine sogenannte Dunderctsterne, die wenigstens dreitausend Gallons enthalten kann, einen andern Behälter für den Zuckerabschaum, und zwölf Gährfässer, von gleicher Größe, als die größte Blase, nebst einigen Pumpen. Die Hauptingredienzen, die in allen diesen Gefäßen verarbeitet werden, sind der Syrup, der auf vorbeschriebene Art vom Zucker abtröpfelt, die beim Kochen abgeschäumte Unreinigkeit, auch frischer Zuckersaft, ferner Spülicht von den verschiedenen gereinigten Ge-

fäßen und Pfannen nebst den Ueberbleibseln vom vorigen Rumbrennen, welches mit einander man in Jamaika Dunder zu nennen pflegt, endlich Wasser. Der Dunder soll die Gährung beim Rum befördern, so wie der Hefen beim Brauen und Backen.

Auf den Inseln im Winde braucht man beim Rumbrennen ein Drittel Zuckerabfall oder Schaum, eben so viel Dunder, und ein Drittheil Wasser. So bald diese Ingredienzen in der Gährungs- oder Garkufe zusammen gerührt sind, und sich abgekühlt haben, alsdenn geräth alles binnen vier und zwanzig Stunden in Gährung, und man gießt zu zweienmalen, sechs Gallons Syrup zu. Nemlich innerhalb zweien Tagen auf hundert Gallons der ersten Ingredienzen, jedesmal drei Gallons. Die ganze Masse geräth in immer stärkere Fermentation, doch muß man sie nicht höher als 90 oder höchstens 94 Grad, nach Fahrenheits Thermometer, steigen lassen.

Sobald die Gährung sich hierauf vom fünften bis zum achten Tage vermindert, und das sogenannte Gut, helle Blasen aufwirft, alsdenn ist es zum Destilliren geschickt. Das Gut wird nun in die größte Blase gelassen, doch selbige damit nicht höher als acht oder zehn Zoll unter dem Rande angefüllt, damit der Helm nicht etwa abfliegt. Man muß dabei

ein

ein gutes anhaltendes Feuer unterhalten, bis alles kocht, hierauf ist nur wenig Feuer nöthig. In etwa zwei Stunden sammelt sich das Geistige, und steigt durch die Röhre in Gestalt eines klaren durchsichtigen Stroms, den man so lange laufen läßt, als er brennbar ist.

Der auf diese Art verfertigte Spiritus ist unter dem Namen schlechter Wein (low wines) bekannt. Um daraus guten Jamaika-Rum zu erhalten, muß er zum zweitenmal destillirt werden. Er wird zu dem Ende in besondere Fässer verwahrt, und nach Gelegenheit in die zweite Blase von 600 Gallons gefüllt. Nach anderthalb Stunden fängt das Geistige an überzugehen, und man erhält in einem Tage, hundert und zwanzig Gallons guten Rum, worin feines Oel bei der Probe niedersinkt, und die Arbeit ist fertig. Etwa 70 Gallon schwächeren Rum bleiben zwar noch in der Blase zurück, diese werden aber zu dem vorher genannten schlechten Wein gethan, und für einen künftigen Brand aufgehoben. Fünfhundert und dreißig Gallons schlechten Wein, geben also 220 Gallons Rum, der die Probe aushält, oder 1200 Gall. Gut, das ist Zuckerschaum, Spülicht, Wasser ꝛc. geben 130 Gall. Rum.

Der westindische Rumbrenner, der blos bei Tage in seiner Brennerei beschäftigt ist, kann bei leichter Arbeit und geringen Kosten

wöchentlich zwölf Puncheons Rum, jedes von 110 Gallons liefern. Man rechnet gewöhnlich von solchem Zuckerrohr, das auf guten und fetten Boden wächst, 82 Gallons auf jedes Faß Zucker. So viel kann man aber nicht für alle Plantagen oder die ganze Zuckererndte von Jamaika annehmen. Im Durchschnitte also gewinnt der Pflanzer auf drei Fässer Zucker immer 200 Gallons Rum.

Das erforderliche Capital zu Anlage einer Zuckerplantage — Das dazu gehörige Land, die Gebäude und Negeranzahl — Jährliche Ausgaben — Ungefährer Gewinn.

Eine Zuckerplantage besteht aus drei verschiedenen Theilen, den Ländereien, den Gebäuden und dem Vieh- und Sklavenbestand. Ehe ich aber den verhältnißmäßigen Werth eines jeden dieser Theile bestimme, muß ich zuvor bemerken, daß das Geschäft des Zuckerbaues, eine Art von Glücksspiel ist, wo ein jeder, der sich darauf einläßt, viel wagen, oder ganz aus dem Spiel bleiben muß. Es giebt hier keinen Mittelweg, und selten eine Möglichkeit wieder zu-

rück-

rückzuziehen. Ein Englischer Landmann, welcher sich mit den mäßigen Einkünften seines kleinen Guts begnügt, wird erstaunen, wenn er hört, daß eine Summe von dreißigtausend Pf. Sterl. erfordert wird, um die Geschäfte eines Zuckerpflanzers mit einiger Aussicht auf glücklichen Erfolg anzufangen. Um dieses zu beweisen, muß man wissen, daß die jährlichen Kosten einer kleinen oder mäßigen Plantage, beinahe denen einer großen gleich kommen. Ein Eigenthum, welches zum Beispiel jährlich hundert Oxhofd Zucker, jedes von 16 Centner liefert, bedarf beinahe eben die Anzahl weißer Arbeiter, eben die Gebäude und Geräthschaften, als eine Plantage, die dreihundert Oxhofd Zucker und eine verhältnißmäßige Quantität Rum aufbringt. Wenn ich vom Capital spreche, so verstehe ich darunter entweder baar Geld oder wohletablirten Credit; denn unter den Anleihen auf Güter in England und in Westindien, ist dieser wesentliche Unterschied, daß eine Englische Hypothek eine verkäufliche Sicherheit ist, in Westindien aber ist dieses nicht der Fall. Kündiget daher der Gläubiger in Westindien sein Capital auf, so findet sich schwerlich ein anderer, der es an seiner Stelle vorschießt, und der unglückliche Pflanzer ist gezwungen, sein Eigenthum oft um die Hälfte zu verkaufen.

Nach dieser vorläufigen Bemerkung will ich nunmehr die genauen und festen Preise einer Zuckerplantage zu diesem Zeitpunkt angeben, und die Vortheile, welche man redlicher und wahrscheinlicherweise von seinem dazu bestimmten Capital erwarten kann. Ich mache den Anfang mit den Ländereien.

Nach einer allgemeinen Uebersicht der Zuckerplantagen in Jamaika hat man bemerkt, daß gewöhnlich ein Drittel der ganzen Plantage, mit Zuckerrohr bepflanzt wird, ein zweites Drittel ist zur Weide und zum Bau der Lebensmittel angewiesen; das übrige Feld aber ist mit Waldung besetzt, um Brennholz und Bauholz für alle Erfordernisse der Plantage zu erlangen. Eine Plantage also, welche im Durchschnitt jährlich zweihundert Oxhoft Zucker liefert, muß nicht weniger als dreihundert Morgen Zuckerland, und also im Ganzen neunhundert Morgen Land haben. Dies ist auch für den angegebenen Ertrag keineswegs zu viel gerechnet, wenn man die Ungleichheit des Bodens auf Jamaika betrachtet, und daß der Käufer den schlechten mit dem guten nehmen muß. Da es indessen meine Absicht ist, die Vortheile beim Zuckerbau unter den günstigsten Umständen so genau, als möglich, zu bestimmen, will ich kein Capital für die unfruchtbare Holzung aussetzen, und nur sechshundert Morgen für

alle

alle oben angeführte Erfordernisse annehmen, von denen die Hälfte mit Zuckerrohr bepflanzt seyn soll.

Der Preis eines Strich Holzlandes auf Jamaika, hängt hauptsächlich von der Lage ab. In einer guten Gegend, und in der Nähe der See, würde ein zum Zuckerbau tauglicher Strich wahrscheinlich sehr theuer seyn. Zu meiner Zeit ward ein Bezirk von achthundert Morgen, in einer bequemen fruchtbaren Gegend, die ein schöner Fluß durchströmte, an der Nordseite der Insel für zehen Pfund Curant jeder Morgen verkauft; es lag aber zehen Meilen von der See, und der Käufer mußte einen drei Meilen langen Fahrweg anlegen. Ein ähnlicher Strich ohne diese Nachtheile, wird häufig für vierzehn Pf. Curant, oder zehen Pf. St. brittischer Währung verkauft. Sechshundert Morgen zu diesem Preis machen 8,400 Pf. Curant. Die Kosten, um die eine Hälfte von Holz zu säubern und mit Zuckerrohr zu bepflanzen, betragen wiederum zwölf Pf. Curant den Morgen oder 3,600 Pf. Hundert Morgen zu Lebensmitteln urbar zu machen und zu bepflanzen, den Morgen à 7 Pf. St. macht 700 Pf.; eine gleiche Summe, um noch hundert Morgen mit Guinea Gras zu bepflanzen. Und endlich für Einzäunungen und Befriedigungen nach einem sehr mäßigen Anschlage wiederum 700 Pf. Die ganze

Sum-

Summe 14,000 Pf. Curant oder 10,071 Pf. Sterling.

Gebäude.

Folgendes sind die Gebäude, welche auf einer Plantage von obiger Größe nothwendig sind:

Erstens, eine Wassermühle, (wenn Wasser zu haben ist) diese kostet, weil dabei verschiedene ausgemauerte Rinnen nöthig sind, wenigstens 1000 Pf. Sterl. Im Fall kein Wasser vorhanden ist, kann man mit einer vom Vieh oder Winde getriebnen Mühle nicht so gut fertig werden, ich rechne daher zwei solcher Mühlen, die ungefähr eben das kosten, als eine Wassermühle, nemlich 1400 Pf. Cur.

Zweitens, ein Kochhaus, 45 Fuß lang und 22 breit: dieses muß enthalten 3 kupferne Kessel zum Abklären (Clarifiers), jeder von 350 Gallons nebst vier andern Kesseln, die oben schon beschrieben sind; diese kosten zusammen 1000 Pf. St.

Drittens, ein Trockenhaus, nahe bei dem Kochhause, und groß genug, um die Hälfte der Erndte zu fassen,

mit

mit großen starken Balken, statt des Fußbodens mit einer Lage von Brettern, unter denen die Cisterne zum Syrup angelegt ist, und groß genug seyn muß, um 6,000 Gallons zu fassen. 800

Viertens, eine Brennerei, 70 Fuß lang und 30 breit, mit zwei Blasen zu 1200 und 600 Gallons, mit verhältnißmäßigen Röhren. Ferner ein ausgemauertes Behältniß zu 30,000 Gallons Wasser; zwei Cisternen für den Dunder, Spülicht und Schaum; zwölf in dem Boden befestigte, starke hölzerne Cisternen, jede von 1200 Gallons, mit kupfernen Pumpen und anderem Zubehör. Endlich ein Vorrathshaus zum Rum, unter dem nemlichen Dach. 1,600

Fünftens, ein Wohnhaus für den Oberaufseher 600

Sechstens, zwei andere Häuser, um allerlei Abfall von der Plantage aufzubewahren, jedes 120 Fuß lang und 30 breit; an den Seiten offen, mit einem auf steinernen Säulen ruhenden, mit Schindeln gedeckten Dach, jedes 300 Pf. 600

Sie-

	Jamaika Cur.
Siebentens, ein Hospital für die kranken Neger, mit einem Zimmer für die Kindbetterinnen, einem Zimmer zum Gefängniß für unruhige Neger, einer Apotheke für den Arzt, und mehrere Vorrathsbehältnisse für Lebensmittel und Geräthschaften der Plantage.	300 Pf.
Achtens, ein Mauleselstall für 60 Maulesel und ein Kornboden darüber.	150 = =
Neuntens, Werkstätte für die verschiedenen Handwerker, Zimmerleute, Böttiger, Rademacher und Schmiede.	150 = =
Zehntens, Schuppen für Karren, Wagen u. s. w.	50 = =
Ferner, die Kosten zu Anschaffung der Wagen, des Hausgeräthes und allerlei Utensilien.	350 = =
zusammen 5000 Pf. St. oder 7000 Cur.	

Sklaven und Viehstand.

Dieser kann in einer Plantage von der oben angenommenen Größe nicht leicht aus weniger als zweihundert und funfzig Negern, aus achtzig Ochsen und sechzig Mauleseln bestehen.

Oben

Oben ist zwar gesagt worden, daß eine geringere Anzahl Neger die bestimmte Quantität Zucker liefern kann. Da man aber das Ganze im Durchschnitt mehrerer Jahre rechnet, so wird der Ertrag durch Dürre und andere ungünstige Umstände häufig viel geringer, in andern Jahren aber reichlicher seyn. Sollen alsdenn die Neger nicht durch unmäßige Arbeit aufgerieben werden, so ist jene Angabe keinesweges übertrieben.

		Jamaika Cur.
Zweihundert funfzig Neger jeder zu	70 Pf.	17,500
80 Ochsen, jeder	15 Pf.	1,200
60 Maulesel zu	28 Pf.	1,680
zusammen	14,557 Pf. St. oder	20,380 Cur.

Wir wollen nunmehr alles unter einem Gesichtspunkt bringen.

	Jamaika Cur.
Ländereien	14,000 Pf.
Gebäude	7,000 —
Vieh und Sklaven	20,380 —
zusammen	41,480

So daß an der obenbestimmten Summe von 30,000 Pf. St. nur 520 Pf. Cur. fehlen. Man kann also, weil noch allerlei kleine Nebenausgaben hinzukommen, den Ankauf, und

die

die erste Einrichtung einer Plantage auf 30,000 Pf. St. engl. Währung berechnen.

Der Ertrag einer solchen Plantage ist 200 Oxhofd Zucker zu 16 Centner, und 130 Puncheons Rum, jedes von 110 Gallons, deren Werth nach den gewöhnlichen Preisen seit den letzten zehen Jahren vor 1791 ungefähr wie folget, betragen:

	Pf. Sterl.
200 Centn. Zucker zu 15 Pf. das Oxh.	3,000
130 Puncheon Rum zu 10 Pf. der Puncheon.	1,300
zusammen	4,300

Man muß sich aber keinesweges vorstellen, daß diese Summe, oder auch nur der Zucker reiner Gewinn sind. Die jährlichen Unkosten müssen erst abgezogen werden, und diese sind sehr beträchtlich, so daß es ebenfalls ein Irrthum ist, wenn man glaubt, sie mit dem Rum bestreiten zu können. Wäre dies der Fall, so trüge das Capital einen reinen Gewinn von 10 pro Cent. Nachstehende Angabe der Kosten wird aber die gewöhnlichen Vortheile einer ordentlich eingerichteten Plantage näher auseinander setzen.

Die Neger müssen jährlich zu ihrer Kleidung haben:

1500 Ellen westphälische Leinwand.

650 Ellen zu warmen Kitteln für jeden Neger.

350 Ellen gestreiften Halbwollenzeug zu Röcken für die Weiber.

250 Ellen blaubuntes Linnen zu Hemden für die Zuckersieder, Handwerker, Kinder u. s. w.

3 Duzend wollene Decken für die Kranken und Kindbetterinnen.

18 Duzend Hüte.

Allerlei eisernes Geräthe, Nägel, Beile, Hacken u. s. w.

Lebensmittel von Irland, gepökelt Fleisch, Heringe, Butter, Seife, Licht, Erbsen, Graupen u. s. w.

Alles dieses beträgt mäßig angeschlagen 850 Pf. St. jährlich. Aber außer diesen 850 Pf. St. Ausgaben, hat der Pflanzer noch folgende Kosten zu tragen, die vom Zucker- und Rumverkauf abgezogen werden müssen.

	Jamaika Cur.
Gehalt des Oberaufsehers	200 Pf.
Des Rumbrenners	70 —
Zwei andrer weißen Arbeiter jeder 60 Pf.	120 —
Lohn für einen weißen Zimmermann	100 —
Unterhaltungskosten für 5 weiße Arbeiter, ihr Quantum an gesetzten Speisen ungerechnet, jeder 40 Pf.	200 —

Den

	Jamaika Cur.
Der Arzt für jeden Neger 6 Schilling jährlich, außerordentliche Fälle werden besonders bezahlt.	100 Pf.
Rechnungen der Handwerker, Schmidt, Mühlenbau, Gießer.	250 —
Colonie=Abgaben, sowol öffentliche als zum Kirchspiel gehörig.	200 —
Jährlicher Zukauf an Ochsen und Maulesel.	300 —
Kosten und Abgaben beim Aus= und Einladen der Güter.	100 —
Amerikanische Stäbe und Faßboden zu den Fässern	150 —
Verschiedene kleinere Ausgaben	50 —
zusammen 1,300 Pf. St. oder Cur.	1,840 —

Alle Unkosten das ganze Jahr hindurch, betragen demnach 2,150 Pf. St. oder die Hälfte der ganzen Einnahme, so daß dem Eigenthümer 7 pro Cent von seinem Capital bleiben, aber ohne das etwas für den Abgang der Sklaven, für die Unterhaltung der Gebäude gerechnet wäre, und wenn der Eigenthümer nicht selber in Jamaika wohnt, kommen nach sechs pro Cent Abzug von dem ganzen Werth des Zuckers und Rums an seinen Agenten hinzu, wobei ferner die Unglücksfälle, die durch Miß-

wachs

wachs oder Orkane entstehen können, nicht in Anschlag gebracht werden, wodurch doch oft die Einkünfte einer Plantage in ein Nichts zusammen schmelzen, und den unglücklichen Besitzer ins Verderben stürzen.

Ich werde jetzt etwas von dem Bau und der Beschaffenheit der minder wichtigen Produkte der westindischen Inseln, als Baumwolle, Indigo, Caffee, Cacao, Pimento und Ingwer sagen; die nebst dem Zucker, einen so beträchtlichen Artikel in dem ganzen Handelssystem von Großbrittanien ausmachen.

Baumwolle.

Die schöne, vegetabilische Substanz, welche man Baumwolle nennt, wächst ohne alle Beihülfe der Kunst, in den drei Welttheilen Asien, Afrika und Amerika, wild; diejenige Gattung, welche zu Zeugen verarbeitet wird, (denn es giebt auch eine Art in Westindien, die man Seiden- oder wilde Baumwolle nennt, aber für den Weberstuhl nicht brauchen kann) ist zweierlei Art, und wird von den Pflanzern durch die Benennungen der Grünsämigten (Green-seed) und Strauchbaumwolle (Shrub Cotton) bezeichnet, beide haben wieder verschie-

schiedene Abarten, die dem Oekonomen genau bekannt seyn müssen, wenn er wahren Vortheil von seiner Arbeit ziehen will.

Die grünsämigte Baumwolle ist von zweierlei Art: Eine Gattung hängt so fest an den Saamenkörnern, daß man sie bisher auf keine andre Art als durch Handarbeit hat davon absondern können; dies Geschäft ist aber so mühsam und langweilig, daß man die Kosten nicht daran wenden kann, dies Produkt zum Verkauf zu bearbeiten. Es wird daher blos gebaut, um Dochte für die Lampen zu liefern, die im Kochhause und zu häuslichen Geschäften gebraucht werden. Da aber die Wolle selbst sehr schön weiß, und von ausnehmender Güte ist, so würde es für die Baumwollenfabriken sehr vortheilhaft seyn, wenn man ein Mittel entdecken könnte, sie leichter von den Saamenkörnern zu reinigen.

Die zweite Gattung hat größere Saamenkörner von einem mattern Grün als die erste, und die Wolle selbst ist nicht so fein, obgleich etwas feiner, als die, welche allgemein gebaut wird; sie läßt sich leicht von den Saamenkörnern absondern.

Beide Gattungen tragen zwar schon ganz früh, wenn das Gewächs noch ein bloßer Strauch ist, Capseln oder Schoten. Sie werden

den aber in der Folge ansehnliche Bäume, welche ohne alle weitere Mühe eine jährliche Erndte liefern. Die Blüthen entstehen allmälig vom Oktober bis zum Januar, und die Capseln öffnen sich vom Februar bis in den Junius.

Die zweite Gattung oder Strauchbaumwolle, ist ein Gewächs, welches mit einem europäischen Johannisbeerstrauch viel Aehnlichkeit hat, und besteht wieder aus verschiedenen Unterabtheilungen, oder Varietäten, die aber viel Aehnlichkeit untereinander haben.

Erstens: die gemeine Jamaika-Baumwolle; diese hat länglichte, ganz glatte Saamenkörner, die unten nicht mit Haaren besetzt sind. Die Wolle selbst ist grob aber stark. Ihr größter Fehler ist, daß die Saamenkörner so spröde sind, daß man sie nicht gehörig herausbringen kann. Daher hat die Wolle auch den geringsten Preis. Die Gewohnheit ist indeß so mächtig, daß wenige Pflanzer sich die Mühe nehmen, eine bessere Sorte zum Anbau zu wählen.

Zweitens: die Braunbärtige (Brown-bearded), diese Art wird gewöhnlich mit der obenerwähnten zusammen gebaut; sie ist etwas feiner als die vorige. Die Capseln sind zwar in geringerer Anzahl, liefern aber mehr Wolle. Auch giebt dieser Strauch bessere Sprößlinge.

Sie hat den einzigen Fehler, daß sie etwas fester an den Saamen hängt, und ein Neger kann daher einige Pfunde weniger in einem Tage reinigen.

Drittens: Nankin; diese unterscheidet sich von den andern blos durch die Farbe, welche gelblich, wie die genannten chinesischen Zeuge, ist. Sie wird wenig gefordert.

Viertens: französische oder kleinsämigte; diese wird hauptsächlich auf Hispaniola gebaut. Die Wolle ist feiner und in eben so großer Menge, als bei den vorhergehenden drei Sorten; das Gewächs aber etwas weichlicher.

Fünftens: Nieren-Baumwolle; diese wird so genannt, weil die Saamenkörner in der Capsel fest an einander hängen. In allen andern Arten sind sie einzeln zu sehen. Sie wird auch Kettenbaumwolle (Chain Cotton) genannt, und ist, glaube ich, die ächt brasilische. Diese Art ist sehr gut, die Capseln sind groß und reichhaltig. Ein einziger Neger kann in einem Tage mit leichter Mühe fünf und sechzig Pfund reinigen; außerdem trennen sich die Saamenkörner von einander, ohne zu zerbrechen, und die Wolle kommt ganz rein von den Walzen. Es ist daher sehr unvorsichtig, diese mit irgend einer andern Art zu vermischen.

Im Ganzen scheinen die zweite Gattung der grünsämigten, die französische oder kleinsämigte, und die brasilische die besten Sorten zur allgemeinen Cultur zu seyn. Sie werden alle auf einerlei Art gezogen, und haben sämmtlich den Vortheil, daß sie in dem dürresten, felsichsten Boden, wenn er nur nicht vorher durch andere Gewächse erschöpft ist, fortkommen. Trockenheit sowol des Bodens als der Luft, ist in der That eine Haupterforderniß für die Baumwolle; denn auf feuchten Boden erschöpfen sich die Pflanzen in üppigen Blättern und Zweigen. Fallen etwa starke Regengüsse ein, wenn das Gewächs Blüthen trägt, oder wenn die Capseln sich öffnen wollen, so ist die Erndte meistens verloren.

Die Pflanze wird aus dem Saamen gezogen, und der Boden bedarf keiner weitern Zubereitung, als vorher von allen wilden Gewächsen gesäubert zu werden. Man legt den Saamen vom May bis in den September in die Erde. Dies geschieht gewöhnlich in Reihen, die ein Zwischenraum von sechs bis acht Fuß trennt. Man legt acht bis zehn Körner in jedes Loch, weil die Raupen viele verzehren. In vierzehn Tagen kommen die ersten Sprossen zum Vorschein: wachsen aber nur langsam in den ersten sechs Wochen. Nach Endigung derselben werden die überflüßigen ausgezogen, und

nur zwei in jedem Loche gelassen. Im dritten oder vierten Monate werden die Pflanzen noch einmal gesäubert, und sowol von dem Stamm als den Zweigen die Spitzen abgebrochen, damit sie eine größere Anzahl Schößlinge treiben mögen. Dies wird zuweilen zwei bis dreimal wiederholt. Am Ende des fünften Monats erscheinen die prächtigen, gelben Blüten und zwei Monate darauf bildet sich die Capsel. Vom siebenten bis zum zehnten Monate reifen die Capseln allmälig nach einander, springen, wenn sie reif sind, in drei Abtheilungen auf, und enthüllen ihren glänzenden, weißen Pflaum. Alsdenn wird die Wolle gesammelt, in der die Saamenkörner noch eingehüllt sind, die durch eine Maschine, einer Drechselbank ähnlich, abgesondert werden. Die Wolle wird hernach noch mit den Händen gesäubert, um sie vom Abfall von Blättern, Saamenüberbleibseln und schlechter oder beschädigter Baumwolle zu reinigen. Die gute wird alsdenn in Ballen von zweihundert Pfunden gepackt, und zum Verkaufe gebracht.

Die feinste, und am besten gesäuberte Wolle, erhält man in England von den holländischen Besitzungen, Surinam und Demerary, auch von Cayenne, aber vor 1784 war die Manufaktur feiner Baumwollenzeuge nicht sehr im Gange. Jedoch zu Ende dieses Jahres waren

alle Baumwollsorten zu folgenden Preisen zu haben, die sich bis auf die gegenwärtige Zeit wenig verändert haben.

Das Pfund Baumwolle von Berbice kostet 2 Schill. 1 Pence.

Demerari	1	—	11 P. bis 2 Sch. 1 P.
Surinam	2	—	
Cayenne	2	—	
Domingo	1	—	10 P.
Tabago	1	—	9 —
Jamaika	1	—	7 —

Die Baumwolle von Jamaika ist bisher immer 25 bis 30 pro Cent schlechter im Preise, als die von Berbice gewesen. Billig sollten die dortigen Pflanzer also bessere Sorten erlangen, oder wenigstens solche, deren Reinigung weniger Mühe und Kosten erfodert.

Die Kosten einer Baumwollenplantage, und das Kapital, welches zur ersten Anlage erfordert wird, sind nicht groß, daher können dergleichen von Leuten unternommen werden, die eben kein großes Vermögen besitzen. In Westindien glaubt man, daß das Land, in der Nachbarschaft des Meeres belegen, zum Bau der Baumwollenpflanze am geschicktesten ist. Es muß aber nach der dritten Erndte, oder wenn das Land vorzüglich gut ist, nach der fünften Erndte ruhen, und die darauf stehenden Stauden abgehauen werden. Funfzig Morgen werden etwa zu einer Plantage erfordert.

Die=

Diese kosten, den Morgen zu fünf Pf. St. westindisch Curant gerechnet,	250 Pf. St.	
Kosten der Säuberung, Einzäunung und des Umgrabens von 25 Morgen	175 —	
Ankauf von zwölf Neger, jeder aber zu 70 Pf. St. westindisch Curant gerechnet	840 —	
	1265 —	
Interessen von diesem Capital auf ein Jahr zu 5 pro Cent	75 —	18 Sch.
Erhaltung, Kleidung und Cur der Neger auf ein Jahr	120 —	
	1460 —	18 —

Diese Summe beträgt im englischen Gelde 1040 Pf. Sterl. Der Gewinn von dieser Auslage wird auf folgende Art berechnet: In Jamaika nimmt man an, daß ein Morgen gewöhnlich 150 Pfunde Baumwolle, zuweilen aber wol jährlich drei Centner liefert. Doch beide Berechnungen sind zu hoch, und so viel kann man von mehrern Erndten im Durchschnitt schwerlich erwarten. Den besten Beweis liefern die Bahamainseln, die nach ihrer Größe ziemlich viel Baumwolle ziehen. Hier hat ein Morgen, selbst in guten Jahren, dergleichen 1785, 86 und 87 waren, nicht mehr als 112 Pfun-

Pfunde geliefert. In den unten stehenden Jahren lieferten folgende

	Morgen	Centner Baumwolle.
1785	2476	2480
1786	3050	3000
1787	4500	4380

Damals stand die Baumwolle von Jamaika in gleichem Preise mit der von Bahama, und das Pfund galt 1 Schilling 3 Pence. Nehmen wir also auch nur 100 Pfunde von jedem Morgen an, so kann ein Pflanzer auf folgenden Gewinn rechnen:

Fünf und zwanzig Centn. Baumwolle, das Pfund zu 1 Sch. 3 P. gerechnet	175	Pf. St.
Davon abgezogen zufällige Ausgaben, Geräthschaften, Taxen	25	—
bleibt	150	—

Der Pflanzer zieht also von seinem ausgelegten Capital bei einer mittelmäßigen Erndte, und geringen Preisen der Baumwolle vierzehn pro Cent. Gewinnt er so gute Baumwolle, wie die von Domingo, welche, wie oben gezeigt worden, höher im Preise steht, so trägt ihm sein Capital 24 pro Cent. Daraus läßt sich auch erklären, warum sich seit kurzem der Baumwollenbau in den französischen und holländischen Colonien so vermehrt hat, wenn gleich

gleich der Preis der französischen Baumwolle seit einiger Zeit gefallen ist, weil die Pflanzer dorten gute und schlechte Sorten untereinander ziehen.

Aber der Baumwollenbau ist ebenfalls mancherlei Unfällen unterworfen. Der Strauch wird beim Aufblühen von Würmern und Raupen angegriffen. Er wird vom Mehlthau beschädigt, und der Regen zerstreut häufig die Blüten nebst den Capseln. Unfälle zerstörten 1788 auf diese Weise vom September bis März, den besten Theil der erwarteten Erndte auf den Bahamainseln.

Indessen da sich die brittischen Baumwollenmanufakturen so zusehends vermehren, und unsere Inseln bisher nur den sechsten Theil der verarbeiteten Baumwolle hergegeben haben: so steht zu erwarten, daß sich mehrere unserer Pflanzer auf diese Cultur legen, und sich bemühen werden, bessere Sorten, als bisher, zu ziehen.

Ich will meinen Bemerkungen noch einige authentische Nachrichten über den neuesten Zustand der brittischen Baumwollenmanufakturen beifügen.

Fremde Baumwolle ward aus unsern Zuckerinseln nach Großbrittanien exportirt,

1784	3,304,730	Pf.
1785	2,971,780	—
1786	3,308,886	—
1787	3,101,000	—

Aus Westindien ward an fremder und brittischer Baumwolle zusammen in Großbrittanien eingeführt

1784	6,893,959	Pfunde.
1785	8,204,611	—
1786	7,830,734	—
1787	9,396 921	—

Ueberhaupt ward in diesen Jahren an Baumwolle in Großbrittanien aus Westindien, Portugal, Frankreich und andern Orten eingeführt

			Werth der daraus verfertigten Waaren.	
1784	11,280,238	Pf.	3,950,000	Pf. St.
1785	17,992,888		6,000,000	—
1786	19,151,867	—	6,500,000	—
1787	22,600,000	—	7,500,000	—

Folgende Maschinen sind in Großbrittanien bei den Baumwollenmanufakturen beschäftigt:

143 Wassermühlen, welche 286,000 Spulen in Bewegung setzen, und den Eigenthümern 715,000 Pf. St. kosten. In Johnstown, einem schottischen Dorfe, drei Meilen westwärts von der berühmten schottischen Manufak-

nufakturstadt Paisley, befinden sich zwei Mühlen, die auf 11,672 Spuhlen Baumwollengarn zwirnen. Diese will man auf 22,572 Spuhlen bringen, und dabei sind 660 Personen jung und alt beschäftigt. Aber man will in Schottland bemerkt haben, daß die Luft in diesen Gebäuden, die mit den feinsten Theilen der Baumwolle geschwängert ist, den Kindern schädlich wird, und hektische Krankheiten verursacht *). Außer diesen Mühlen wird der Faden zu den Webereien noch auf 20,500 Handmühlen oder Jennies gesponnen, die zusammen, nebst dazu erforderlichen Gebäuden und Geräthschaften 285,000 Pf. kosten, so daß die bloßen Anstalten zum Spinnen der Baumwolle ein Capital von einer Million Pf. St. erfordern. Die Handmühlen setzten 1,665,100 Spulen in Bewegung, und man hat mich versichert, daß aus einem Pfunde Demerarybaumwolle 356 Hanks, jedes zu 840 Ellen gesponnen worden, welches einen Faden von 169 englischen Meilen macht. Man rechnet, daß die Baumwollenmanufakturen in Großbrittanien auf 600,000 Personen beschäftigen. Dies ist mehr als die Hälfte, welche bei dem alten brittischen Stapel der Wollenfabriken Unterhalt finden. Nach den Untersuchungen eines geschickten und sachkundigen Politi-

*) Sinclairs Statistical Account of Scotland, Vol. 7. S. 88.

litikers sind in England gegenwärtig zehn bis zwölf Millionen Schafe vorhanden. Der Werth der Wolle, welche jährlich geschoren wird, beträgt drei Millionen, und die verschiedenen daraus verfertigten Waaren, zwölf Millionen Pf. St. Etwa eine Million Menschen mögen dabei ihren Unterhalt finden.

Vom Indigobau.

Die Pflanze, welche die kostbare Farbe, Indigo genannt, liefert, wächst überall in Westindien von selber. Auf den brittischen Zuckerinseln unterscheidet man drei Arten, die wilde, Guatimala und die französische. Die erste ist von allen am wenigsten zärtlich, und der davon gewonnene Indigo, sowol der Farbe nach, als in Absicht der Festigkeit der Körner, der beste. Aber der Pflanzer giebt gemeinhin den beiden letztern Arten den Vorzug, weil sie mehr Färbestoff geben. Der französische Indigo giebt mehr Farbe, als der Guatimala, aber die blaue Farbe des letztern ist weit schöner und der Stoff feiner.

Daß ein reicher Boden eine üppige Pflanze erzeugen, und günstige Jahrszeiten ihren Wachsthum beschleunigen müssen, darf man

wol

wol nicht bezweifeln. Aber eine langwurzeligte Pflanze, die auf allen Ebenen wild wächst, kommt gewiß in jedem Boden fort, wo sonst nichts wachsen will. Die anhaltendste Dürre tödtet die Indigopflanze nie ganz, aber Wasser ist ihr nachtheilig, zumal wenn es zu lange die Pflanze befeuchtet.

Ueberall in Amerika wird der Indigo auf folgende Art gewonnen: das vom Unkraut gesäuberte Land, wird in Furchen aufgehackt, die zwölf bis vierzehn Zoll von einander liegen. In diese streut man den Saamen aus, und bedeckt ihn locker mit Erde. Sobald aber die Pflanzen hervorkommen, muß das Feld oft gejähtet und von Unkraut rein gehalten werden, bis die Pflanze groß genug ist und auf dem Boden umherzuranken anfängt. Mit einem Büschel Saamen kann man vier bis fünf Morgen bestellen.

Für Westindien ist der März die beste Saatzeit, aber die Pflanze gedeiht in jeder andern Jahreszeit. Wird sie auf guten Acker gesäet, so steht sie innerhalb drei Monat in völliger Blüte. In den südlichen Provinzen von Nordamerika, hängt die Saatzeit sehr von der Beschaffenheit des dortigen Frühlings ab, der in diesen Gegenden sehr veränderlich ist. Doch wenn die Pflanze, zu Anfange des März schon hervorgrünt, so kann sie im August geschnitten

wer=

werden, und liefert zuweilen so guten Indigo, der dem besten westindischen gleich kommt.

Doch ist bei der Erndte zwischen beiden Ländern ein großer Unterschied. In Westindien kann man bei gehöriger Witterung dieselbe Pflanze viermal im Jahre schneiden, da dies in Nordamerika nur zweimal, oft nur einmal geschehen kann. Die Indigopflanze ist ein Kind der Sonne, und kann daher mit gewissen Vortheil nur in den tropischen Gegenden gezogen werden. Aber die Sonne, welche die Pflanze stärkt, und ihren Wachsthum befördert, nährt zugleich ein ihr sehr schädliches Insekt; dies ist ein Wurm, der sich zuletzt in eine Fliege verwandelt, die Blätter angreift, und wenn der Pflanzer nicht ein Jahr ums andere mit seinem Indigofelde wechselt, alle seine Erwartungen vernichtet; dagegen ist kein ander Mittel, als jährlich Indigo auf einem andern Felde zu bauen, und Pflanzer, die diese Vorsicht unterlassen, haben den Schaden zu ihren größten Nachtheil erfahren.

Wird diese Pest abgewandt, oder ihre Folgen durch Sorgfalt vermindert, so liefert ein Morgen nach dem ersten Schnitt etwa 80 Pfund französischen oder 60 Guatimalaartigen Indigo. Wenn in Nordamerika Fahrenheits Thermometer unter 60° steht, so ist die Erndte sehr ungewiß in der Qualität sowol als der

Quan-

Quantität der Farbe. Sie erfordert nothwendig eine größere Hitze zum Aufschießen und Gedeihen. Der Ertrag der spätern Erndten, die auf dem ersten Schnitt folgen, ist geringer; doch rechnet man in Jamaika und S. Domingo für die Erndte des ganzen Jahres 300 Pfund Indigo vom Morgen, der von neuem getragen hat; sonst aber weniger. Vier Neger sind hinlänglich, fünf Morgen zu bearbeiten, und noch so viel nebenher zu verdienen, als die Kosten ihrer Nahrung und Kleider betragen.

Der eigentliche Färbestoff wird von der Pflanze auf folgende Art gewonnen: Man stellt zwei Fässer oder Cisternen neben einander, doch so, daß das eine höher als das andre stehet. Das obere, und zugleich das größte, wird Steeper genannt. Es enthält sechszehn Fuß im Quadrat, und eine Tiefe von drittehalb Fuß. Nahe am Boden ist eine Oeffnung um die flüssige Masse in dem unterstehenden zweiten zu lassen, welches die Batterie genannt wird. Es hält gewöhnlich zwölf Fuß im Quadrat, und ist fünftehalb Fuß tief. Zwei Cisternen von dieser Größe, können so viel von der Indigopflanze fassen, als fünf Morgen hervorbringen; kann man sie von Stein haben, so ist es gut; sonst leisten dichte hölzerne Fässer, die keine Feuchtigkeit durchlassen, eben die Dienste.

Die

Die Pflanzen werden ein Paar Zoll über der Wurzel mit Sicheln oder Hauern abgehackt, und in ordentliche Lagen über einander in den Steeper gelegt, bis drei Viertel desselben damit angefüllt sind. Sie werden durch starke, mit Steinen beschwerte Planken niedergedrückt, und auf solche so viel Wasser gegossen, als Zweige und Blätter einsaugen können, und alles vier bis fünf Zoll unter Wasser steht. So läßt man die ganze Masse in Gährung gerathen, und die feinen Theilchen sich von der Pflanze absondern. Aber nun wird die größte Aufmerksamkeit und die akkurateste Behandlung erfordert. Denn läßt man das Wasser zu früh ab, so bleiben viele Farbetheilchen der Pflanze zurück. Läßt man aber das Ganze zu lange gähren, so gerathen die feinen Spitzen der Pflanze in Fäulniß, und dadurch wird die Farbe verdorben.

Bisher ist die größte Sorge der Indigopflanzer gewesen, den rechten Zeitpunkt der vollendeten Gährung abzupassen. Vor einigen Jahren wurden darüber in St. Domingo, auf Verordnung der dortigen Kammer, für den Ackerbau verschiedene Versuche gemacht, und zu dem Ende öffentlich publicirt. Nach dieser Vorschrift wird, wenn die abgeschnittenen Pflanzen acht bis neun Stunden in Wasser gelegen, ein wenig von dem impregnirten Wasser abgezapft. Man tunkt darin eine Feder, und

macht einige Züge auf weißen Papier. Zeigen die Züge eine hohe starke Farbe, so hat der Indigo noch nicht genug gegohren. Man muß daher diesen Versuch alle Viertelstunden wiederholen, bis die Farbe schwächer wird, alsdenn ist die Gährung vollendet. Es ist wirklich zu verwundern, daß ein so einfaches Experiment, den Indigopflanzern so viele Jahre verborgen blieb; ich muß indessen gestehen, daß, wenn ich gleich den Versuch nicht selber gemacht habe, ich dennoch etwas zweifelhaft bei dem Erfolge bin. Wenigstens kann ich die folgende Probe des Herrn Ledyard, als sicherer empfehlen.

Man macht nemlich außer dem Zapfloche, ein anderes kleines Loch in dem Steeper, etwa sechs oder acht Zoll vom Boden. Dies wird mit einem Pflocke verwahrt, aber nicht so fest, damit etwas Wasser durchsintern kann. Die Feuchtigkeit, die auf diese Art in die Batterie tröpfelt, bekommt am Rande des ersten Fasses anfänglich eine schöne grüne Farbe, die sich hernach in Kupferfarbe verändert. Wird dies Kupferfarbe immer weiter sichtbar, so daß das durchseigende Wasser, vom Rande bis zum Pflock, kupferfarbigt erscheint, denn ist es hohe Zeit, die Gährung aufhören zu lassen. Man muß ebenfalls auf den Geruch der Feuchtigkeit achten, die durch die kleine Oeffnung durchdringt. Riecht diese sauer, so muß man sogleich das Wasser in die Batterie abzapfen.

Hier

Hier wird das Indigowasser beständig gerührt und gequirlt, bis die Farbetheilchen sich zu körnen anfangen, oder auf der Oberfläche in losen Flocken schimmern. Sonst geschahe dieses Umrühren durch Menschenhände. Jetzo wird es aber durch eine Roßmühle in Jamaika, wie in Domingo, verrichtet. Das Umrühren darf nicht länger als etwa zwanzig Minuten dauern, findet man alsdenn bei der Probe, daß der Indigo zusammen geronnen ist, so wird etwas Kalkwasser hinzugegossen, nicht nur das Gerinnen der Indigotheile zu vermehren, sondern sie auch desto besser zu fixiren, und die Farbe vor der Fäulniß zu bewahren. Aber bei diesem letzten Proceß hat der Pflanzer die größte Vorsicht nöthig. Das gährende Indigowasser ändert seine Farbe vom grünlichten bis zu einem schönen Violet. Alsdenn darf man nicht weiter quirlen. Hört man damit zu frühe auf, so wird der Indigo grün und grob, setzt man aber die Arbeit zu lange fort, so wird der Indigo fast ganz schwarz.

Nachdem nun alles hinlänglich durch einander gearbeitet worden, und die Farbetheilchen der Pflanze, die sich von der Rinde und den Blättern ablösen, sich körnen, läßt man die Batterie ruhig stehen, damit die umherschwimmenden Flocken zu Boden sinken. Das obenstehende Wasser wird hierauf abgezapft,

der Indigo in leinene Beutel gefüllt, um die Feuchtigkeit zu verlieren. Hierauf thut man ihn in viereckte Büchsen oder Formen, die im Schatten stehen. Darin trocknet der Indigo allmälig, bis er zum Verkauf fertig ist.

Zu dem, was ich vorher über die Natur der Indigopflanze gesagt habe, daß sie in jedem Boden fortkommt, und viermal im Jahre von einem und denselben Stamm Zweige und Blätter abgeschnitten werden können, muß man noch die geringen Kosten der zu ihrer Bereitung erforderlichen Gebäude, der Geräthschaften, die leichte Arbeit bei Gewinnung der Farbe, und ihren Werth im Handel rechnen. Daher sind auch die glänzenden Beschreibungen der großen Vortheile, und die schnellen Reichthümer entstanden, welche die ersten Indigopflanzer erworben haben sollen. Ihr Gewinn ist auch wirklich dem ersten Anschein nach sehr ansehnlich. Denn da ein Morgen 300 Pfund Indigo liefert, und das Pfund wenigstens vier Schillinge kostet: so tragen dem Besitzer einer solchen Plantage zwanzig Morgen jährlich 1200 Pf. Sterl. ein. Und diese Summe wird durch die Arbeit von sechszehn Neger gewonnen, und mit einem geringen Capital, das in Rücksicht des Gewinns in keinem Verhältnisse steht.

Aber diese goldenen Hoffnungen, die Tausende vielleicht gehegt haben, verschwinden wie leich-

leichte Morgenträume. Ich habe, während meinem zwanzigjährigen Aufenthalt in Westindien, selbst wenigstens zwanzig Personen gekannt, die alle anfingen, Indigo zu bauen, und von deren Plantagen keine Spur mehr vorhanden ist, außer vielleicht eine verfallne Cisterne, mit Unkraut bewachsen, und mit Ungeziefer angefüllt. Unter diesen waren mehrere Männer, die Kenntnisse und Vermögen besaßen, und doch mißlang ihr Unternehmen. Die bestimmten Ursachen dieses Mißlingens kann ich nicht genau angeben, man hat mir aber gesagt, daß unerwartete Unglücksfälle ihrer bei jedem Schritte harrten. Einmal ward die Gährung zu lange fortgesetzt; ein andermal ward das Wasser zu früh abgezogen; dann war die Masse nicht gehörig gekörnt, dann ward sie zu lange bearbeitet. Alle diese Schwierigkeiten hätte man indessen durch längere Erfahrungen überwinden können; eine weit wichtigere aber ist die große Sterblichkeit unter den Negern, von den Ausdünstungen der gährenden Masse, welche sich, wie mir sowol französische als englische Pflanzer versichert haben, allemal einstellt; ferner: Mißwachs und die Verheerungen durch Ungeziefer. Einige dieser Uebel, oder mehrere zusammen, schreckten allmälig alle von diesem Unternehmen ab, um andre Geschäfte zu treiben, bei denen der Fleiß sicherer seine Rechnung fand.

Dieses Faktum bestätigt den bekannten, aber auch sehr wahren Satz, daß, wenn die Fabrikation irgend eines Produkts einmal in einem Lande aufgehört hat, sie selten wieder eingeführt werden kann. Die Gründe, warum man den Indigobau in Jamaika aufgegeben hat, sind bekannt genug, und zum Theil dem hohen Zoll zuzuschreiben, den der Indigo bei der Einfuhr in England erlegen muß. Daß es aber für die brittischen Wollenmanufakturen höchst nachtheilig ist, einen so unentbehrlichen Artikel mit schweren Imposten zu belegen, hat indessen das Mutterland vermuthlich schon eingesehen, indem sicherlich aus allen Gegenden der Welt, nicht weniger als anderthalb Millionen Pfunde Indigo eingeführt werden, von denen fünf Siebentheil mit baarem Gelde von fremden Nationen gekauft werden müssen.

C a f f e e.

Es ist über dieses Produkt schon so ausführlich und vollständig geschrieben worden, daß mir nichts Neues darüber zu sagen übrig bleibt. Dennoch werde ich einige wenige Bemerkungen über den Bau desselben mittheilen, welche vielleicht nützliche Belehrungen verbreiten können, da sie auf Erfahrungen gegründet sind.

Die

Die Caffeeliebhaber pflegen sehr allgemein die Klage zu führen, daß der westindische Caffee dem levantischen nicht gleich komme; ich glaube, daß hiebei sehr viel auf Einbildung beruht, denn der berühmte Gärtner, Herr Miller, erzählt, man habe von Pflanzen aus Westindien in englischen Treibhäusern Caffeebeeren gesammlet, die, nachdem sie das gehörige Alter erreicht hatten, die besten levantischen an Wohlgeschmack übertrafen. Der Hauptgrund des Unterschiedes beruht also wol meist darauf, daß der westindische Caffee zu früh, zuweilen innerhalb Jahresfrist, nachdem er vom Baume gepflückt worden, getrunken wird.

Die Meinung, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen den Gewächsen selbst Statt fände, und daß der westindische eine schlechtere, gröbere Gattung dieses Baumes sey, ist wirklich irrig, und der ganze Unterschied beruht auf dem Boden, dem Clima, der Art des Trocknens und dem Alter.

Aus La Roque und mehrern andern Schriftstellern erhellet, daß der levantische Caffee in einem sehr trocknen Clima erzeugt wird, und am meisten auf einem sandigen Boden, oder auf bergigten, abhängigen Strichen gedeihet, wo die Feuchtigkeit leicht abfließen kann. Jeder Pflanzer in Westindien hat die Erfahrung gemacht, wie vortheilhaft es sey, ähnliche Gegenden zu wählen, wenn man kleine Beeren

gewin-

gewinnen will, die in England den besten Absatz haben.

Ein fettes, saftiges Erdreich hingegen, welches häufig von fruchtbaren Regengüssen angefeuchtet wird, treibt große, üppige Bäume, und liefert eine reiche Erndte; die großen Beeren aber dieser Erndte, von schmuziger, grüner Farbe, sind viele Jahre hindurch geil und geistlos. Es ist sonderbar, daß die Nordamerikaner dieser Gattung den Vorzug geben; und da sie bisher die besten Kunden der Westindier gewesen sind, haben die Pflanzer natürlicherweise Sorge getragen, ihre Bedürfnisse nach Wunsch zu befriedigen.

Glücklicherweise für die Caffeepflanzer in Westindien, eröffnete die brittische Regierung ihnen einen größern Absatz in England im Jahr 1783 durch Verminderung der vorhin übermäßigen Auflage. Die verminderte Auflage veranlaßte eine bewundernswürdige Veränderung, und vermehrte zugleich die Einkünfte des Staats, mit dem Gewinn des Pflanzers. Denn im Jahr 1784 war die Einfuhr noch einmal so groß, als im vorhergehenden Jahre; so daß die ganze Summe des Caffeezolls von 2,869 Pf. St. bis auf 7,200 gestiegen war *); ein wichtiger Beweis, daß übermäßige Auflagen gerade ihren eignen Endzweck vernichten.

*) Im Jahr 1792 hatte sich dieser Zoll bis auf 20,603 Pf. St. vermehrt.

In eben dem Verhältniß aber, wie der Absatz in England zugenommen hat, hat er in Amerika abgenommen, welches sich nun wahrscheinlich an die übrigen, vorzüglich die französisch-westindischen Inseln hält, so daß es nunmehr der Vortheil des Pflanzers erfordert, sich nach dem Geschmack seiner neuen Käufer zu richten.

Der Caffee gedeiht zwar in jedem Boden in Westindien, kalten zähen Thon, und eine flache Erdlage auf heißem Mergel ausgenommen, wo die Blätter gelb werden, und die Bäume ausgehen; der beste Boden aber ist unstreitig eine warme kieseligte sandige Erde, oder die dürren rothen Berge, die man in allen westindischen Inseln, vornehmlich in Jamaika, findet. Häufiger Regen ist ihm sehr zuträglich, nur muß die Feuchtigkeit nicht lange stehen bleiben, sonst geht der Baum zu Grunde.

Wenn der Boden gut und nicht entkräftet ist, kann man zu allen Jahreszeiten Caffee pflanzen, selbst bei trockner Witterung; nur muß er gegen den Nordwind Schutz haben, der oft im Spätjahr Früchte und Blätter von den Bäumen streift und die ganze Hoffnung des Pflanzers vereitelt.

Gewöhnlich pflanzt man die jungen Pflanzen acht Fuß weit auseinander, und zieht diese,

wo sie zu haben sind, den aus Saamen gezogenen Caffee vor. Nach dieser Angabe trägt ein Morgen Land sechshundert und achtzig Bäume. In sehr fettem Boden aber bekommen die Bäume zuweilen einen so üppigen Wuchs, daß sie einander die gehörige Luft benehmen, und in diesem Fall muß man immer die zweite Reihe zehn bis zwölf Zoll über der Erde abschneiden, und wenn diese abgehauenen Stämme sorgfältig mit Erde beschüttet werden, giebt es gute tragbare Bäume für die Zukunft, und die zurückgebliebenen tragen desto besser.

Die beste Methode, wenn man neue Caffeegänge (Walks) anlegt, ist, alle Nebenschößlinge sorgfältig wegzuputzen, und nicht mehr als einen Stamm aus einer Wurzel zu ziehen. Im dritten Jahr, wenn die Bäume eine Höhe von fünf bis sechs Fuß erreicht haben, muß man oben die Spitzen abschneiden, damit sie Nebenzweige treiben. Um diese Zeit treibt ein Stamm mehrentheils sechs und dreißig bis vierzig tragbare Zweige, und wenn die Bäume beschnitten werden, müssen auch nur diese übrig bleiben.

Es ist schwer, den genauen Ertrag eines Morgen Caffeelandes zu bestimmen, weil dieser nach den Umständen so sehr verschieden ist. In einem fetten, schwammichten Erdreich trägt bisweilen ein einziger Baum sechs bis acht

Pfund

Pfund Caffee, nemlich von der fleischigten Hülse entblößt und getrocknet. In einer andern Lage rechnet man, daß $1\frac{1}{4}$ Pf. von jedem Baum schon eine reiche Erndte sind, alsdenn ist aber der Caffee unendlich besser von Geschmack. Folgende Berechnung über den ungefähren Ertrag, glaube ich, ist ziemlich der Wahrheit gemäß. Caffeebäume, die man in mittelmäßigem Boden von alten Wurzeln gezogen hat, tragen im zweiten Jahre, nach dem neuen Wachsthum, 300 Pf. von einem Morgen, 500 Pfund im dritten, und 6 bis 700 Pf. im vierten Jahre. Sind aber die Bäume aus neuen Pflanzen gezogen, so kann man vor dem dritten Jahr keine Früchte erwarten, und auch denn nur in geringer Anzahl; im vierten Jahr aber tragen sie etwa 700 Pf. In der Folge kann man bei gehöriger Pflege der Bäume im Durchschnitt alle Jahr 750 Pf. von einem Morgen erwarten, und ein Neger kann bequem $1\frac{1}{2}$ Morgen bestellen.

Jetzt kommen wir zu dem wichtigsten Geschäft des Caffeepflanzers, nemlich dem Einsammlen der Früchte und der Zubereitung zum Verkauf. Dies geschieht in Arabien folgendermaßen: Sobald die Frucht sich der Reife nähert, werden unter die Bäume Tücher gebreitet, und die Bäume zuweilen geschüttelt, damit die reifen Früchte abfallen mögen. Die

auf

auf diese Art gesammelten Beeren oder Caffee-kirschen werden alsdenn auf Matten gebreitet, und mit dem Fleisch der Sonne ausgesetzt, bis sie ganz trocken sind, welches eine ziemlich lange Zeit erfordert. Alsdenn werden die Bohnen durch den Druck einer großen und schweren steinernen Walze von den äußern Hülsen befreit und wieder in der Sonne gedörrt, weil sich der Caffee leicht erhitzen kann, wenn er nicht hinlänglich getrocknet ist. Zuletzt werden die Bohnen geworfelt und zum Verkauf gepackt.

Dieses einfache Verfahren mus unstreitig viel dazu beitragen, den eigenthümlichen Geschmack der Bohnen zu erhalten; bei uns aber würde es schwerlich der Mühe verlohnen, so viel Zeit und Arbeit darauf zu wenden. Man geht daher auf folgende Art mit dem Caffee in Westindien um: Sobald die Kirschen dunkelroth werden, hält man sie für hinlänglich reif zum Einsammeln, welches Geschäft die Neger mit einem leinenen Beutel, dessen Oeffnung mit einem Reif aus einander gespannt ist, verrichten. Der Beutel hängt am Halse des Pflückers, und wenn dieser ämsig ist, kann er in einem Tage an drei Scheffel pflücken. Doch ist es unklug, ihn zu scharf anzutreiben, weil alsdenn viel unreife Beeren mit eingesammelt werden. Gewöhnlich pflegt man jeden Baum zu drei verschiednen Malen zu pflücken. Hundert

Schef-

Scheffel mit dem Fleisch geben etwa tausend Pf. gereinigten Caffee.

Man hat zwei verschiedne Methoden, die Bohnen zu trocknen. Die erste ist, den Caffee an der Sonne, in fünf Zoll dicken Lagen, auf einer schrägen Terrasse, oder einer Bühne von Brettern, auszubreiten. In wenigen Tagen fängt das Fleisch von den Kirschen an zu gähren, und löset sich in eine scharfe, säuerliche Feuchtigkeit auf, und in diesem Zustande läßt man den Caffee liegen, bis er vollkommen trocken ist, welches bei günstiger Witterung etwa in drei Wochen geschieht. Nachher sondert man die Hülsen von den Bohnen, vermittelst einer Mühle, die ich gleich nachher beschreiben werde, oder durch Stoßen mit Keulen, in großen hölzernen Trögen oder Mörseln. Der Caffee, auf diese Art bereitet, wiegt vier pro Cent schwerer, als wenn er ohne das Fleisch getrocknet wird.

Die zweite Methode ist, daß man das Fleisch sogleich ablöset, wenn die Kirsche vom Baume kömmt. Dies geschieht auf einer besondern Mühle, die aus einer achtzehn Zoll langen, horizontal gefurchten Walze von acht Zoll im Durchschnitt, besteht. Diese Walze wird mit einer Handhabe herum gedreht, und wirkt gegen ein bewegliches Brustbrett, welches dicht an die Vertiefungen der Walze paßt,

und

und die Bohnen hindert, ganz durchzufallen. Die Mühle wird durch einen schrägstehenden Trog versorgt, und die Oeffnung des Troges, durch welche die Bohnen in die Mühle fallen, ist mit einem beweglichen Brette versehen. Auf dieser einfachen Maschine kann ein Neger einen Scheffel Kirschen in einer Minute von dem Fleisch entblößen. Das Fleisch und die Bohne mit ihrer pergamentartigen Hülse, fallen zusammen heraus, und werden nachher in Drathsieben gewaschen, um die Bohne völlig zu reinigen, und denn zum Trocknen ausgebreitet.

In Absicht auf beide Methoden sind die Meinungen sehr getheilt. Die letztere ist die erträglichste, weil sie die kürzeste und geschwindeste ist, aber die erstere würde gewiß, in Absicht auf die Güte des Geschmacks, die beste seyn, wenn nur die Gährung vermieden werden könnte, welches mit etwas mehr Raum zum Trocknen leicht geschehen kann. Das bläuliche, schmuzige Grün der Bohnen, welches die Amerikaner als ein Zeichen der Güte des Caffees ansehen, halten die Londner Kaufleute für einen Beweis, daß er nicht hinlänglich getrocknet ist. Doch kann er auf beide Arten gut seyn, wenn man ihn nur hinlänglich liegen und ein gehöriges Alter erreichen läßt.

Ich habe oben nur die Maschine beschrieben, welche das Fleischigte von der Bohne abson-

sondert, außerdem aber muß noch das pergamentartige Häutchen, welches die Bohnen unmittelbar umschließt, abgelöset werden. Dies geschieht vermittelst einer Maschine, die auch zu gleicher Zeit das getrocknete Fleisch, (wenn man die erste Behandlungsmethode gewählt hat) weit schneller trennt, als der Mörsel und die Keule.

Die Mahlmühle besteht aus einer senkrechten Achse, die in einer Entfernung mit einem zirkelförmigen Troge umgeben ist, in welchem man den Caffee schüttet; ungefähr einen Fuß hoch über der Oberfläche des Troges sind vier horizontale Arme oder Stangen in der Achse befestigt, die sich einige Fuß weit über den Trog erstrecken, und an diesen sind vier Walzen, welche so eingerichtet sind, daß sie in dem Troge herumlaufen, wenn die Arme gedreht werden; dies geschieht durch Maulesel, die an dem äußersten Ende angespannt sind. Die Walzen, welche ziemlich schwer sind, quetschen, indem sie sich in dem Troge bewegen, die dünne Haut des Caffees, so, daß man sie leicht durch Worfeln absondern kann; doch bleiben immer viele Bohnen ganz unberührt, die noch einmal aus den Sieben in die Mühle geschüttet werden. Eine dergleichen Mühle häutet in einem Tage 15,000 Pf. Caffee.

Eini-

Einige wenige Pflanzer pflegen noch den Caffee in Oefen zu trocknen; doch ist dies wegen des dazu nöthigen Apparats sehr kostbar, und außerdem soll auch der Dampf des Feuers dem Caffee einen widrigen Geschmack geben.

Es ist unstreitig, daß nichts so leicht einen fremden Geschmack annimmt als Caffee, daher muß man besonders Sorge tragen, daß, wenn er in die Schiffe geladen wird, er nicht mit andern Dingen zu nahe zusammen kömmt. Denn man hat Beispiele, daß einige wenige Pfeffersäcke auf einem Schiffe eine ganze Ladung Caffee verdarben.

Berechnung über die Kosten und den Ertrag einer Caffeeplantage in den Gebürgen von Jamaika, vierzehn Meilen von der See, nach dem Curantgelde dieser Insel berechnet, welches 40 pro Cent schlechter als englische Münze ist.

	Jamaika Cur.
Erste Ankaufskosten für 300 Morgen, von denen eine Hälfte für Lebensmittel und Wiesewachs angewendet wird, zu 3 Pf. den Morgen	900 Pf.
Dergleichen für 100 Neger, jeden zu 70 Pf.	7,000 —
Dergleichen für 20 Maulesel zu 28 Pf.	560 —

Ge-

	Jamaika Cur.
Gebäude und Geräthschaften, Mühlen und Werkzeuge	2,000 Pf.
Kosten der Unterhaltung der Neger im ersten Jahre, ehe die Lebensmittel gebaut werden können, für jeden 5 Pf.	500 —
	10,960 —
Die Interessen von diesem Capital für drei Jahre, ehe man einigen Gewinn erwarten kann, zu 6 pro Cent	2,093 —
	13,053 —

Jährliche Unkosten.

Für den weißen Oberaufseher an Lohn und Unterhalt	200 Pf.
Ein weißer Knecht	70 —
An den Arzt für die Neger	25 —
Kleider für die Neger, gesalzene Fische und andere Lebensmittel, außer den Produkten ihrer Aecker	200 —
Abgaben auf der Insel	100 —
	595 —

Ganze Summe in drei Jahren, ehe man Einkünfte erwarten kann	1,785 Pf.
Zinsen von dieser Summe auf drei Jahre, weil der Pflanzer in dieser Zeit von seinen Caffeefeldern keinen Ertrag hat	221 —
	2,006 —
Totalsumme aller Kosten	15,059 —

Ertrag im vierten Jahre zu vier Pf. Cur. den Centner nach dem Preis des Caffees in den letzten fünf Jahren vor 1792 im Durchschnitt genommen, nemlich:

Von 150 Morgen junger Caffeebäume kann man im vierten Jahr erwarten 45,000 Pf.	1,800 Pf.
Hievon werden abgezogen die jährlichen Kosten für das vierte Jahr	595 —
Säcke und Sättel	40 —
	635 —
Reiner Gewinn	1,165 —

welches 7 Pf. 14 Schil. von jedem hundert Pfunde Capital beträgt.

Ertrag

Ertrag des fünften und der nachfolgenden Jahre:

150 Morgen, 750 Pfund auf jeden Morgen gerechnet, zusammen 112,500 Pfund zu 4 Pf. St. den Centner		4,500 Pf.
Abzug der jährlichen Kosten	595	
Säcke und Sättel	80	
Ausbesserung der Mühlen	100	
	775	
Reiner Gewinn, $24\frac{3}{5}$ pro Cent auf das Capital		3725 Pf.

C a c a o.

Der Cacao oder die Chokoladenuß, ein gesundes, wohlschmeckendes und nahrhaftes Produkt, ist in Südamerika einheimisch, und wurde, wie man glaubt, aus einigen Provinzen Neuspaniens nach Hispaniola gebracht. In jenem Lande diente es den Einwohnern nicht allein zur Speise, sondern wurde auch von ihnen als ein Mittel zum Tauschhandel gebraucht, indem bei den Spaniern hundert und funfzig Nüsse, ungefähr so viel als ein Real galten.

In den spanischen Inseln, wo der Cacao noch ein Haupthandelsartikel ist, wird der Bau

folgendermaßen besorgt: Nachdem man einen Strich ebnen Landes, von schwarzem, fetten Boden, und mit einem dicken Walde umgeben, um gegen alle Winde, hauptsächlich die nördlichen, Schutz zu haben, gewählt hat, werden in dem von allen Stubben, Baumstämmen, Unkraut und dergleichen gesäuberten Lande, eine Menge großer, tiefer Löcher, zwanzig Fuß aus einander gemacht. Alsdenn werden die größesten und schönsten, ganz reifen Cacaoschoten ausgelesen, die Bohnen herausgenommen, und in ein Gefäß mit Wasser geworfen. Diejenigen, welche schwimmen, werden nicht gebraucht, die andern aber bleiben, wenn man sie vom Fleische entblößt, gehäutet und gesäubert hat, im Wasser liegen, bis sie anfangen zu keimen; alsdenn sind sie tauglich zum Pflanzen. Hierauf nimmt man Pisang oder andre große Blätter, und legt eins in jedes Loch, doch so, daß der Rand des Blattes einige Zoll breit über der Erde hervor steht; dann wird das Loch locker mit Erde ausgefüllt. Nun wählt man drei Bohnen, pflanzt sie im Dreieck mit dem Keim unterwärts, schlägt das Blatt zusammen, und legt einen kleinen Stein oben darauf, damit es sich nicht öffnet. In acht bis zehn Tagen sproßt die Pflanze zur Erde heraus, und dann öffnet man die Blätter, damit sie nicht den Wachsthum derselben hindern mögen; doch pflanzt man, den jungen Sprößling vor der Sonne zu schützen,

an=

andre Blätter, (hauptsächlich vom Palmbaum, weil sie einen starken Stengel haben, den man bequem in die Erde stecken kann,) um das Loch herum, diese werden wieder mit andern vertauscht, wenn sie welken, und dies geschieht vier bis fünf Monate lang. Auch pflanzt man gemeiniglich irgend einen andern Baum, etwa den Erythrina oder Bohnenbaum, gegen Südwesten der Cacaopflanze, um mit dieser heranzuwachsen und ihr zum Schutz zu dienen; denn man muß bemerken, daß junge Cacaobäume nur im Schatten gedeihen.

Sollten alle drei Nüsse, die man in jedes Loch steckt, emporsprossen, so hält man es für rathsam, wenn die Pflanzen achtzehn bis zwanzig Zoll lang sind, eine abzuschneiden. Doch ist dies selten nöthig, indem gewöhnlich von dreien nur eine Wurzel faßt.

Im fünften Jahr fangen die Bäume an zu tragen, und im achten erreichen sie ihr völliges Wachsthum. Um diese Zeit erndtet man gewöhnlich zweimal des Jahrs Früchte; und zwar jedesmal zehen bis zwanzig Pfund von einem Baum, nach Beschaffenheit des Bodens und der Jahrszeit, und so tragen sie bisweilen zwanzig Jahre nach einander. Aber eben die Weichlichkeit, welche dieses Gewächs in seiner frühern Existenz auszeichnet, bleibt ihm in der ganzen Dauer seiner Lebensperiode eigen. Es

ist dem Mehlthau sehr unterworfen, und der geringste Anschein von Dürre ist ihm tödtlich. Es geschieht sogar zuweilen, daß der größte Theil einer Cacaopflanzung in einer einzigen Nacht, ohne sichtbare Veranlassung, zu Grunde geht. Begebenheiten dieser Art verursachten in frühern Zeiten mancherlei abergläubische Mährchen von diesem Baum, und unter andern glaubte man, daß die Erscheinung eines Cometen ihm allemal gefährlich sey.

Aber Trotz dem Einfluß der Gestirne, und ungeachtet aller Mühe und Sorgfalt, die eine Pflanzung dieser Art erfordert, war dennoch der Cacaobau auf den brittischen Inseln, viele Jahre, nachdem sie unter unsre Herrschaft geriethen, im großen Flor. Ein gewisser Blome, der im Jahr 1672 eine kurze Beschreibung von Jamaika herausgab, erwähnt des Cacao als eines Hauptprodukts der Insel in jenen Zeiten. Es sind daselbst, sagt er, mehr als sechzig Cacaoplantagen, und es werden immer mehr angelegt. Gegenwärtig ist keine einzige auf ganz Jamaika zu finden, und einige wenige hier und da zerstreute Bäume, sind allein von jenen lieblichen, schattigten Hainen übrig, die ehedem der Stolz und die Zierde des Landes waren; mit den Indigopflanzen sind sie unter dem zerstörenden Druck der Abgaben verdorrt, und schwerlich werden sie von neuem blühen und grü-

grünen. Die Accise auf den Cacao, wenn er zum Getränk bereitet war, betrug nicht weniger als zwölf Pf. zwölf Schill., den Centner eilf Schill. und 11½ Pence ungerechnet, die man beim Zollhause bezahlen mußte, welches zusammen vierhundert und achtzig pro Cent von seinem Marktpreise beträgt.

Sollten jetzt auch diese Produkte von den drückenden Abgaben befreiet werden, so werden wir doch schwerlich dem spanischen Amerikaner je in diesem Artikel die Wage halten können. Die einzigen Cacaoplantagen von Bedeutung in unsern Colonien, sind auf Grenada und Dominika, und aus beiden Inseln zusammen werden schwerlich mehr als viertausend Ballen, jeder von vier Centner, jährlich ausgeführt, deren Werth in London etwa zehen bis eilftausend Pf. St. beträgt.

Der Cacaobaum hat sowol an Größe als Gestalt viel Aehnlichkeit mit den jungen, schwarzen Herzkirschenbäumen. Die Blüthe ist von Saffrangelber Farbe, und Wunderschön, und die Schoten, die, so lange sie grün sind, den Gurken nicht unähnlich sind, wachsen unmittelbar aus dem Stamm und den Hauptzweigen. So wie sie reifen, ändern sie allmälig die Farbe, und nehmen ein bläuliches Roth, oder Violet mit hellrothen Adern an; dies ist nemlich die gemeine Sorte; es giebt aber auch noch eine

größe-

größere Gattung, welche Schoten von einer zarten gelben oder Citronenfarbe hat. Jede Schote enthält zwanzig bis dreißig Nüsse oder Kerne, die den Mandeln nicht unähnlich und in einer weißen fleischigten Substanz, von süßlichtem Geschmack, eingeschlossen sind. Die Nüsse werden blos an der Sonne getrocknet, zum Verkauf eingepackt, und bedürfen, wenn die Schale abgelöset ist, wenig Zubereitung, um gute Chokolade daraus zu verfertigen. Diejenigen Tafeln, welche man unter diesem Namen in England verkauft, scheinen mir kaum zur Hälfte aus reiner Cacao zu bestehen, und das übrige ist eine Mixtur von Mehl und spanischer Seife. Medicinisch betrachtet, soll die Chokolade für schwache, schlaffe Magen zu schwer seyn; in Westindien aber lehrt die Erfahrung, daß sie in hohem Grade balsamisch und stärkend ist. Der Oberste Montague James, welcher der erste Weiße war, der nach der Einnahme der Insel von englischen Eltern gebohren wurde, erreichte ein Alter von hundert und zehen Jahren, und genoß in den letzten dreißig Jahren seines Lebens beinahe keine andre Nahrung als Chokolade.

Ingwer.

Diese angenehme, aromatische Wurzel, wurde sehr früh auf Hispaniola eingeführt, und ich hätte kaum vermuthet, daß sie ein auswärtiges Produkt sey, wenn nicht Acosta erzählte, daß sie von einem Spanier, Namens Francisko de Mendoza, aus Ostindien nach Mexiko gebracht wurde.

Ist dieses Vorgeben zuverläßig, so müssen die Spanier in Amerika sich sehr große Vortheile von diesem Bau versprochen haben, indem der nemliche Schriftsteller anführt, daß schon im Jahr 1547 nach Alt-Spanien nicht weniger als 22,053 Centn. ausgeführt wurden.

Es giebt zweierlei Gattungen Ingwer, schwarzen und weißen; der ganze Unterschied aber liegt in der Zubereitung, indem der erstere, vermittelst des heißen Wassers, zum Aufbewahren tauglich gemacht, der andre aber an der Sonne getrocknet wird. Weil man aber die dichtesten und schönsten Wurzeln auswählen muß, um sie der Sonne auszusetzen, so gilt der weiße Ingwer ein Drittheil mehr als der schwarze.

Um diese Wurzel zu erziehen, bedarf es weder mehr Sorgfalt noch größere Geschicklichkeit, als zum Cartoffelbau gehören. Man kann sie aber nur einmal des Jahres ausgraben, es sey denn, daß man sie in Zucker einmachen woll-

wollte. In diesem Fall gräbt man die Wurzel am Ende des dritten oder vierten Monates aus, wo die Fasern noch zart und voller Saft sind. Der so zubereitete Ingwer ist eine vortreffliche Confiture, die aber zu allgemein bekannt ist, um hier viel davon zu sagen.

Es scheint, daß der Gebrauch dieses Gewürzes in Europa sehr abnimmt, und die Abnahme der Cultur desselben in Westindien ist die natürliche Folge davon. Im Durchschnitt werden jährlich zehntausend Ballen, jeder zu einem Centner, aus den brittischen Inseln ausgeführt; hievon werden 6,000 auf Barbados, und die übrigen auf Jamaika gezogen, eine kleine Quantität ausgenommen, die von Dominika kommt. Im Jahr 1738 hingegen führte Jamaika allein 20,933 Ballen, und 8,864 Pfund in Fässern aus. Der gewöhnliche Preis ist 40 Schill. für den Centner. Ein Morgen gutes Land trägt in günstigen Jahren 140 Pf. jährlich.

Arnotto.

Dies ist ein in Westindien einheimisches Produkt, welches einige der Eingebohrnen Roucou, andre Achiotta nennen. Der Ursprung seiner jetzigen Benennung ist mir unbekannt. Die botanische Benennung ist *Bixa*. Es ist ein

Strauch

Strauch von sieben bis acht Fuß Höhe, welcher länglichte, mit Haaren besetzte Schoten trägt, die dreißig bis vierzig unregelmäßig gestaltete Saamenkörner enthalten; sie sind in einer fleischigten, hochrothen Substanz von widrigem Geruch, dem Anschein nach wie Mennig mit Oel vermischt, eingehüllt, und wurden sonst von den Eingebohrnen als Schminke gebraucht.

Von dem Bau dieses Produkts weiß ich nichts, weil man den Arnotto, den Jamaika ausführt, mehrentheils von wildwachsenden Gesträuchen sammelt. Man bedient sich folgender Methode, um die fleischigte Masse abzusondern, und zum Verkauf zuzubereiten. Die Saamenkörner werden in reinem Wasser aufgekocht, bis sie sich völlig auflösen, alsdenn nimmt man sie heraus, und läßt das Wasser unberührt stehen, damit die Masse sich setzen kann. Wenn dies geschehen ist, wird das Wasser abgegossen, und der Bodensatz in flache Gefäße vertheilt, und allmälig im Schatten getrocknet.

Die Spanier in Westindien und Amerika, vermischen den so zubereiteten Arnotto mit ihrer Chokolade; um ihr nach ihrer Meinung eine angenehme Farbe, und große medicinische Kräfte zu geben. Sie glauben, er stärke den Magen, verstopfe Durchfälle, und vermindere fieberhafte Symptome; der Hauptgebrauch aber ist bei Färbern und Mahlern. Die holländi-

schen

schen Bauern sollen sich des Roucous oder Orleaans zuweilen bedienen, um ihrer Butter eine hohe Farbe zu geben, und zu eben dem Behuf verbraucht man auch ganz kleine Quantitäten in England. Im Ganzen wird es aber nur in geringer Masse verbraucht, und ist folglich nur ein kleiner, unbedeutender Handelszweig.

Pimento oder Englisch Gewürz.

Ich beschließe dieses Verzeichniß der westindischen Handelsartikel mit einem der kostbarsten Produkte der Natur, welches den ostindischen Gewürzen an Güte gleich kommt, und die Eigenschaften und Annehmlichkeiten mehrerer Gattungen in sich vereinigt, so daß es ein treffliches Substitut der meisten abgeben kann.

Die Pimentobäume wachsen wild und in großer Menge in vielen Gegenden von Jamaika, hauptsächlich aber in bergigten Abhängen an der See, an der Nordseite der Insel; hier findet man die reizendsten Haine, die sich die schöpferische Einbildungskraft nur denken kann, welche weit und breit Wohlgerüche ausduften, und dem entzückten Seefahrer die lieblichsten Düfte entgegen senden.

Dieser Baum ist ganz ein Kind der Natur, und scheint allen Bemühungen der Menschen, seine Cultur auszubreiten oder zu erhöhen, zu spotten; indem unter funfzig Versuchen, die jungen Pflanzen zu versetzen, oder in andern Gegenden des Landes, wo sie nicht wild wachsen, aus den Saamen zu ziehen, nicht einer bisher gerathen ist. Wenn man eine neue Pimentoplantage (die man in Jamaika Gänga, Walks nennt,) anlegen will, braucht man nur ein Stück Holzland, in der Nähe einer schon bestehenden Plantage, oder in einer Gegend, wo die Bäume im wilden Zustande gefunden werden, dazu zu bestimmen. Hier wird das Holz gefällt, und die Bäume bleiben auf der Erde liegen, bis sie verfaulen und verderben. Innerhalb zwölf Monaten nachher findet man alsdenn eine Menge junger gesunder Pimentopflanzen in allen Theilen des Feldes, die ohne Zweifel aus den reifen Beeren entsprossen sind, welche die Vögel überall umhertragen, und die von den gefällten Bäumen zugleich geschützt und beschattet werden. Nach Verlauf zweier Jahre ist es nöthig, das Land vollständig zu säubern, und nur solche Bäume stehen zu lassen, die ein dauerhaftes Ansehen haben, welche denn bald zu den schattenreichen Hainen emporwachsen, die ich vorhin beschrieben habe, und, außer etwa in den ersten vier bis fünf Jahren, wenig Pflege erfordern.

Es giebt vielleicht im ganzen Reiche der Gewächse keinen schönern Baum als einen jungen Pimento. Der glatte, glänzende, graue Stamm, entblößt von aller Rinde, erhebt sich funfzehn bis zwanzig Fuß gerade aufwärts: In dieser Höhe breitet er sich nach allen Seiten in starken Zweigen aus, die reich mit dunkelgrünen Blättern (denen des Lorbeerbaums nicht unähnlich) bekleidet sind, und in den Monaten Julius und August durch eine Fülle schöner weißer Blüthen gehoben werden. Diese Blätter sind eben so wohlriechend als die Blüthen selbst, und man erhält durch das Distilliren aus denselben ein kostbares, wohlriechendes Oel, welches in Europa häufig in den Apotheken, statt Nelkenöl verkauft wird.

Die Beeren müssen bald, nachdem die Bäume geblüht haben, gesammelt werden, weil, wenn man sie auf dem Baume reifen läßt, das feuchte klebrichte Fleisch schwer zu trocknen ist, getrocknet schwarz wird, und einen widrigen Geschmack annimmt. Dennoch kann man unmöglich verhüten, daß nicht reife Beeren mitunter laufen; sind aber diese in großer Menge, so leidet der Werth der Waare beträchtlich.

Die Beeren werden mit der Hand gepflückt; ein Arbeiter auf dem Baum, der von den kleinen Zweige sammelt, kann drei Personen unten,

ten, gemeiniglich Weiber und Kinder, beschäftigen; und wenn diese fleißig sind, kann jede einen Beutel von 70 Pf. füllen. Alsdenn wird der Pimento auf einer Terrasse, etwa sieben Tage lang der Sonne entgegen gebreitet; in dieser Zeit verliert er die grüne Farbe, und wird röthlichbraun: ist er vollkommen trocken, so kann man ihn gleich verkaufen.

Der Ertrag einer Pimentoplantage in günstigem Jahre, ist ungeheuer. Ein einziger Baum trägt bisweilen hundert und funfzig Pf. Früchte, oder einen Centner trocknes Gewürz; indem gemeinhin ein Drittheil eintrocknet. Aber eben dieser Gewinnst ist sehr unsicher, weil die Bäume zuweilen in fünf Jahren nur einmal gut tragen. Der Preis ist aus diesem Grunde eben so veränderlich, doch kann man ihn im Durchschnitt zu zehen Pence das Pf. rechnen, den Zoll von drei Pence mit eingerechnet. In England wird sehr viel eingeführt, blos nach dem Zollertrage zu rechnen, welcher 1792 11,917 Pf. St. ausmachte.

Dieser Preis ist zwar ungleich höher als er vor einigen Jahren war; dennoch ist so wenig Gewinn für den Eigenthümer dabei, daß der Pimentobau jährlich abnimmt, indem alle Tage die herrlichsten Haine umgehauen werden, und Zucker auf dem Lande gebaut wird. Die jährliche

Ausfuhr aus Jamaika (die einzige unsrer Colonien, wo Pimento gebauet wird) beläuft sich etwa auf sechstausend Ballen, jeden zu 112 Pfund.

Bemerkungen über den Handel zwischen Großbrittanien und seinen Colonien. — Ueber die Schifffahrtsakte. — Aus- und Einfuhr der Zuckerinseln. — Zahl der Schiffe und Seeleute.

Montesquieu sagt, Europäer legten in der neuen Welt Colonien an, nicht um Städte zu erbauen, und große Reiche zu gründen, sondern, um hier einen vortheilhaftern Handel zu treiben, als mit Nebenbuhlern möglich war. Handelsmonopole waren also die Triebfedern, worauf man das Verkehr zwischen dem Mutterlande und seinen Colonien gründete. England hat eben dasselbe bei dem westindischen Handel vor Augen gehabt, wie die Schifffahrtsakte unter Carl II. in allen Abschnitten zeigt. Nemlich keine Waaren sollen in den Colonien ein- und ausgeführt werden, als in solchen Schiffen, die brittischen Unterthanen gehören, oder in den Colonien erbaut sind, doch so, daß drei Viertheile

theile der Mannschaft brittische Unterthanen seyn müssen.

Zweitens, kein anderer, als ein brittischer Unterthan, darf in den Colonien als Kaufmann oder Faktor Handelsgeschäfte treiben.

Drittens, jeder Gouverneur oder Unterbefehlshaber soll bei Antritt seines Amts eidlich versichern, alle diese Verordnungen aufs genaueste zu erfüllen.

Viertens, kein Zucker, Toback, Baumwolle, Indigo, Ingwer oder Färbeholz, darf ausgeführt werden, als nach brittischen Colonien, nach Großbrittanien oder Irland.

Endlich, die Herren oder Befehlshaber aller Schiffe, die nach Westindien handeln, müssen Sicherheit leisten, daß sie alle gemachte Einrichtungen sorgfältig beobachten wollen.

Diese Verordnungen erhielten in der Folge verschiedene Erklärungen und Zusätze, die aber insgesammt dahin abzweckten, die brittische Seemacht durch Ausschließung aller fremden Fahrzeuge vom Coloniehandel zu vermehren, und Großbrittanischen Unterthanen alle Vortheile von den Colonien durch ein zwiefaches Monopol zu erhalten. Einmal, daß ihnen alles, was sie brauchten, nur aus Großbrittanien zugeführt werden durfte; und zweitens, daß alle ihre Produkte nur nach brittischen Häfen versandt

sandt wurden, dabei ward noch Sorge getragen, daß die Colonien ihre Produkte nur roh, oder im ersten Zustande, dem Mutterlande zuführten, was dieses aber den Colonien überließ, vorzüglich aus verarbeiteten oder Manufakturwaaren bestehen mußte. Eine detaillirte Erzählung der verschiedenen Artikel, welche brittische Schiffe den Zuckerinseln zuführen, würde ein Verzeichniß aller brittischen Waaren und Produkte, nebst den Ausfuhrartikeln anderer europäischen Länder und Ostindiens nöthig machen. Es wird daher genug seyn, hier anzuzeigen, daß sie wegen ihrer nothwendigen Bedürfnisse sowol, als wegen solcher Waaren, die blos zum Luxus oder zur Bequemlichkeit des Lebens gehören, von Großbrittanien und Irland abhangen. In den meisten Reichen, ist der erste Gegenstand des Feldbaues hinlängliche Lebensmittel für die Einwohner hervorzubringen; aber die meisten westindischen Produkte geben einen größern Gewinn, als man je vom Kornbau erwarten kann. Daher handelt der Pflanzer sehr weise, lieber Korn und Lebensmittel von andern zu kaufen, als diese auf seinen Feldern zu ziehen. Ein einziger mit Zuckerrohr bepflanzter Morgen, setzt ihn im Stande, fünfmal so viel Korn zu kaufen, als er in dieser Zeit, und auf diesem Raum selbst gewinnen konnte, und überdem noch das Frachtlohn zu bezahlen. Daher werden den Pflanzern aus Euro-

Europa und Amerika ihr täglicher Unterhalt, ihr gesammtes Hausgeräth, alle Utensilien zum Feldbau, ihre Kleidungsstücke zugeführt. Daher haben die Manufakturisten in Manchester und Birmingham, die Tuchmacher in Yorkshire, Gloucester und Wilts, die Töpfer in Stafford, die Besitzer aller Blei= Kupfer= und Eisenfabriken, die brittischen Landleute, Brauer, und alle die mit Lebensmitteln handeln, einen größern Absatz nach Westindien, als sie wol selber glauben. Wer sollte darauf fallen, daß unsere Wollenwaaren in dem heißen Himmelsstrich so stark verbraucht würden. Besonders führt man die gröbern Sorten in gewaltigen Quantitäten dahin aus. Selbst Zucker, den England allein von diesen Inseln erhält, wird ihnen wieder rafinirt zurückgesandt. Aus den Berichten der Commissarien zur Untersuchung des Sklavenhandels, ist diese große Zufuhr nach ihren kleinsten Theilen, aufs genaueste bekannt. Blos im Jahr 1787, seitdem unser Handel nach Westindien sich keinesweges vermindert hat, ward blos aus Großbrittanien, ohne Irland mitzurechnen, nach den Zuckerinseln für 1,638,703 Pf. St. exportirt, und diese gesammte Ausfuhr bestand, außer 200,000 Pf. St. blos in brittischen Produkten und Waaren. Die brittische Ausfuhr nach Afrika, welche in eben diesem Jahre 668,255 Pf. St. betrug, gehört wegen der Neger, die dafür ein=

getauscht werden, ebenfalls zur brittischen Ausfuhr nach Westindien. Diese Colonien erhalten überdem Waaren und Lebensmittel von Irland, Wein von Madera und den Azoren. Beide Artikel werden meist für brittisches Geld eingehandelt, auf brittischen Schiffen verschifft, und die dagegen eingehandelten Rückladungen größtentheils nach England gesandt. Aus gleichen Gründen müssen die Fracht- und Ankaufskosten der Fische, Holzwaaren und anderer Artikel, die aus den Freistaaten, und den brittischen Besitzungen in Nordamerika nach den Zuckerinseln gehen, ebenfalls mit zur Totalsumme des brittischen Handels gerechnet werden, weil man dazu vorzüglich brittische Fahrzeuge braucht.

Ueber den Irländischen Handel mit den Zuckerinseln, habe ich keine Tabellen vom Jahre 1787 vor mir *), aber wol von Irlandsausfuhr nach Westindien in den Jahren 1790 bis

*) Selbst in Clarendons History of the Irish Revenue, Lond. 1791. 4. wo Append. VIII. die gesammte irländische Ausfuhr von 1785 bis 1789 registrirt ist, findet man den westindischen Handel dieser Insel nicht besonders beschrieben, und daher keine Auskunft über das Jahr 1787, welches Hr. Edwards bei seinen Berechnungen gewöhnlich zum Grunde legt.

bis 1792, und was in eben dieser Zeit dahin an westindischen Produkten versandt wurde. Damals stieg die irländische Ausfuhr jährlich auf 294,353, und die westindische Einfuhr auf 277,218 Pf. St.

Die vorzüglichsten Artikel der irländischen Ausfuhr waren im Jahr 1792:

An diversen Linnen- Baumwollen- und Seidenwaaren	13,593	Pf. St.
Leinwand, 1,702,111 Ellen	115,000	—
Eingesalzen Hammelfleisch, 16,111 Tonnen	24,166	—
Schuhe	4,933	—
Seife	5,240	—

Außer diesen eine Menge kleinerer Artikel, so daß Irland in diesem Jahre für 306,220 Pf. St. nach Westindien versandte.

Irland erhielt dagegen aus Westindien für 225,774 Pf. St. in eben diesem Jahre. Die vornehmsten Artikel bestanden:

In Caffee	für	458	Pf. St.
Zucker, 66,524 Centn.	—	149,679	—
Rum, 381,000 Gall.	—	38,103	—
Baumwolle, 1469 Ct.	—	5,880	—
Indigo, 4155 Centn.	—	9,348	—

Was die Zuckerinseln jährlich an Azorischen und Maderawein verbrauchen, kann man jährlich auf 30,000 Pf. St. anschlagen.

Die nordamerikanischen Freistaaten versorgen diese Inseln mit den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens, wie Korn, Fleisch, Fischen und Holz. Ihren Werth kann man an den verschiedenen Ladungsplätzen, auf 720,000 Pf. St. berechnen.

Die Einfuhr von Neufundland, und den benachbarten brittischen Besitzungen, ist mir nicht zuverläßig bekannt. Aber nach den dahin ausgeführten westindischen Waaren zu rechnen, kann erstere wol nicht geringer als 100,506 Pf. St. seyn. Fischwaaren sind darunter die ansehnlichsten, von diesen haben die brittischen Zuckerinseln seit 1783 jährlich 80,645 Centner erhalten, davon der Centner in Westindien 17 Schill. 6 Pf. kostet.

Ich will nun noch die gesammte westindische Einfuhr, oder was diese Inseln jährlich aller Orten her erhalten, unter einem Gesichtspunkt bringen. Dazu rechne ich noch zwanzig Procent für die Fracht, Assecuranz, die Commissionsgebühren und andere Kosten, die doch meistens dem westindischen Pflanzer zur Last fallen.

Groß=

Großbrittanien also versendet nach Westindien an allerlei Waaren für	1,638,703	Pf. St.
Irland für	277,218	—
	1,915,921	—
Dazu obige 20 pro Cent gerechnet	383,184	—
Zusammen	2,299,106	—
Ausfuhr nach Afrika, um dafür Neger einzuhandeln	668,255	—
Madera und Azora schicken an Wein nach den Zuckerseln	30,000	—
Die amerikanischen Freistaaten	720,000	—
Die brittischen Colonien	100,506	—
	3,817,867	—

Aber man muß nicht blos den Werth der Zuckerinseln für Großbrittanien nach den Summen beurtheilen, die sie daher und aus andern Ländern, auf brittischen Schiffen erhalten, und welches man wol auf die runde Summe von vier Mill. Pf. Sterl. berechnen kann, sondern auch noch ihre wichtigen Ausfuhrartikel untersuchen. Sie versorgen Großbrittanien mit einer Menge unentbehrlich gewordener Waa-

Waaren, die dies Reich sonst von andern kaufen mußte, ja mit einer größern Quantität als es selber braucht, und daher den Ueberschuß entweder verarbeitet oder unverarbeitet, andern Nationen überlassen kann. Ich will diese westindische Ausfuhr aus verschiedenen Gründen hier nach den Jahren 1788 specificiren.

Damals erhielt Großbrittanien allein von allen Inseln:

An Zucker 2,065,696 Ct. an Werth	4,626,400	Pf. St.
Rum 3,646 442 Gall.	388,959	—
Caffee 32,283 Ct.	154,958	—
Baumwolle 11 618,382 Pf.	677,738	—
Ingwer 9,647 Ct.	18,499	—
Außerdem verschiedene kleinere Artikel. Auch muß zur ganzen Summe noch der Unterschied des Waarenpreises auf den Inseln, und wofür man sie in England verkauft, hinzugefügt werden. Dies kann man wol auf ein Drittel des ursprünglichen Werths berechnen. Also gelten die kleinern Artikel in England	621,763	—
	6,488,319	—

An

An dieser Summe, der blos für Großbrittanien bestimmten Ausfuhr der Zuckerinseln, fehlt noch, was von dort jährlich an Baarschaften geht, und diese Ausfuhr ist keinesweges unbedeutend. Sie wird von erfahrnen Männern, die ihr Zeugniß vor den Commissarien des Unterhauses ablegten, jährlich auf 320,000 Pf. St. berechnet. Folglich betrüge die gesammte westindische Ausfuhr nach England 6,808,519 Pf. St. wofür ich aber nur die runde Summe von 6,800,000 Pf. St. annehmen will.

Von der Ausfuhr dieser Inseln nach Irland, Nordamerika ꝛc. fehlen mir die Nachrichten von 1788, ich will sie daher nach dem vorhergehenden Jahre berechnen. In diesem exportirten die brittischen Zuckerinseln:

Nach Irland für	127,585	Pf. St.
Den nordam. Freistaaten	196,460	—
Den brittischen Colonien	100,506	—
Nach den fremden Zuckerinseln	18,245	—
Nach Afrika	868	—
	443,664	—

Wird diese Ausfuhr mit zu der vorher angeführten nach Großbrittanien gerechnet, so liefern diese Inseln, jährlich für 7,243,000 Pf. St. an allerlei Produkten, welche durch 65,000 Weiße, und die Arbeit von 455,000

Neger gewonnen werden. Vertheilt man diese Summe auf alle Einwohner ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts, so liefert ein jeder weiße Einwohner hundert und eilf, und jeder Neger beinahe vierzehn Pf. St. für den westindischen Handel.

Von dieser außerordentlichen Ausfuhr zieht der brittische Staat an allerlei Gefällen, die Abgabe von 4½ pro Cent, die einzelne Inseln erlegen müssen, ungerechnet, jährlich 1,800,000 Pf. St. Den Frachtgewinn für England, die Commissionsgebühren, die Ausladungskosten, und andere zufällige Ausgaben, kann man wol jährlich auf 1,037,000 Pf. St. schätzen. Da nun überdem sehr viele Pflanzer in England wohnen, dort den Ertrag ihrer Plantagen verzehren und andere dahin Interessen für angeliehene Capitalien bezahlen müssen: so kann man wol folgende Erklärung einiger einsichtsvollen Westindier vor der Commission des Unterhauses unterschreiben, daß diese Insel, und ihr ganzer Handel, der wichtigste Zweig der brittischen Schifffahrt, und die ergiebigste Quelle des Nationalreichthums, außerhalb den Grenzen des Reichs sind; daß kein Nationalvermögen besser, als auf diese Inseln verwandt wird, und sie daher den Schutz der gesetzgebenden Macht vorzüglich verdienen.

Be-

Berechnen wir noch den Werth dieser Inseln, wenn man sie mit allem, was dazu gehört, zum Verkauf bringen wollte, so erhellt, aus ziemlich genauen Schätzungen, daß man sie nicht unter siebenzig Mill. Pf. St. anschlagen kann.

Nemlich alle dort vorhandenen Neger, jeden Kopf im Durchschnitt zu 50 Pf. St. westindisch Curant berechnet	22,500,000 Pf. St.
Die Ländereien, die darauf stehenden Gebäude, alle Utensilien, und die auf den Feldern wachsenden Produkte	45,000,000 —
Die Häuser in den Städten, die den Einwohnern gehörenden Fahrzeuge, und anderes Vermögen	2,500,000 —
	70,000,000 —

Die Schiffe und Seeleute, welche der westindische Handel beschäftigt, gewähren dem Mutterlande einen andern gleich wichtigen Vortheil. Im Jahr 1787 seegelten aus allen westindischen Häfen, nach Großbrittanien und Irland 14 Fahrzeuge, nach Honduras mit gerechnet,

rechnet, 689 Schiffe, die 148,176 Tonnen Ladung hielten, und mit 13,936 Matrosen bemannt waren. Dies giebt im Durchschnitt, 9 Seeleute, für jede hundert Tonnen. Vor hundert Jahren konnte man für den gesammten brittischen Handel keine größere Tonnenzahl annehmen. Dabei kann ich nicht unbemerkt lassen, daß die in diesem Verkehr gebrauchten Matrosen, Jahr aus Jahr ein beschäftigt sind, anstatt, daß solche, welche den Fischfang bei Neufundland treiben, nur eine bestimmte Zeit Verdienst haben, dort im Winter gemeinhin verbleiben, der Staat also benöthigten Falls ihrer Hülfe entbehren muß, die er zu aller Zeit von den Westindienfahrern haben kann.

Vergleichung des ehemaligen Verkehrs zwischen dem brittischen Westindien und Nordamerika mit dem gegenwärtigen.

Man kann ohne Widerspruch behaupten, daß, wenn irgend ein Handelszweig weniger Einschränkungen nöthig hatte, so war es derjenige, der vor 1774 zwischen den Inseln und Nordamerika geführt wurde. Es war kein Gewerbe,

be, das phantastische Forderungen befriedigt, oder dem Luxus neue Nahrung reicht, sondern es verschaft den Hungrigen Lebensmittel, und den Plantagenbesitzern Materialien für ihre Wohnungen, und ihre wichtigsten Erzeugnisse, Rum und Zucker, versenden zu können.

Um diese so nothwendigen Bedürfnisse, wie Holz, Fische, Mehl und Getreide, herbeizuführen, liegt Nordamerika außerordentlich vortheilhaft, und diesem hundertdreißigjährigen Verkehr verdanken unsere Zuckerinseln zum Theil ihren heutigen Flor, so daß, wenn Nordamerika unter einer fremden Herrschaft ehedem gestanden, und die Engländer wären in ihrem Handel dahin eingeschränkt worden, sie vielleicht jetzt nicht einen Morgen Landes in den Zuckerinseln besäßen.

Von 1771 bis 1773 hat Nordamerika überhaupt den brittischen Zuckerinseln überlassen für 2,160,000 Pf. Sterl. oder jährlich für 720,000 Pf. doch sind in dieser Summe die Exporten von Canada und Neufundland mit begriffen. Die jetzigen Freistaaten lieferten dazu aber bei weiten die mehresten Waaren, wie schon die obige Berechnung zeigt, und führten in diesen Zeitraum jährlich nach diesen Inseln 14,992 Fässer Pöckelfleisch, 16,200 Tonnen Stockfisch und andere Fische, sehr viel lebendiges Vieh, Pferde, Ochsen, Schaafe und

Ge-

Geflügel, Korn, Mehl und Reis, und Holz aller Art, sowol zum Häuserbau als auch die westindischen Produkte zu verpacken. Diese und eine Menge andere Artikel, machten jährlich 1200 Schiffsladungen aus. Freilich wurden dazu nur kleine Fahrzeuge gebraucht, davon die meisten zwei, manche drei Reisen im Jahre machten, so daß im Ganzen nur 535 Schiffe nach den brittischen Zuckerinseln zu seegeln pflegten, welche mit 3339 Matrosen bemannt waren, wovon etwa der dritte Theil aus Negern bestand. Im Ganzen kam dieser Handel wegen der Kürze und Wohlfeilheit der Seereisen allmälig empor.

Die Waaren, welche die Nordamerikaner wieder als Rückfracht mitnahmen, bestanden vorzüglich in Zucker, Rum, Syrup und Caffee. An Rum wurden jährlich vor dem letzen Kriege nach Nordamerika 2,800,000 Gallons ausgeführt, und überdem 250,000 Gallons Melasses. Zucker holten sie gewöhnlich 5,000 Fässer der gewöhnlichen Größe und 400,000 Pf. Caffee, alles zusammen betrug, nebst einigen Waaren von geringerem Werth, 420,000 Pf. St. Nordamerika gewann also jährlich von den Zuckerinseln 300,000 Pf. St. die mit spanischen Piastern oder Wechseln auf England bezahlt wurden, wodurch es den Handelsverlust mit dem Mutterlande saldiren konnte. Diese

Pro=

Provinz war also vor der Independenz eine reiche Vorrathskammer aller westindischen Bedürfnisse und ein sicherer Markt, wo die Inseln ihren Ueberfluß wieder absetzen konnten, vorzüglich solche Waaren, die, wie Rum, in Europa nicht immer Absatz fanden, weil Großbrittanien und Irland jährlich nicht mehr als die Hälfte der amerikanischen Einfuhr nahmen. Großbrittanien hatte auch am Ende den besten Gewinn von dem Zwischenhandel seiner Colonien, denn indem Nordamerika die Inseln wohlfeil mit Lebensmitteln, Holz und lebendigem Vieh versahe, so konnten die Pflanzer alles Land, das sie sonst zum Anbau von Lebensmitteln und Holz hätten anwenden müssen, als Zuckerfelder benutzen. Dadurch vermehrte sich der Ertrag der beiden einträglichsten Artikel von Zucker und Rum aufs höchste, und die brittischen Staatseinkünfte wurden dadurch, so wie Schifffahrt und Handel, vermehrt, vergrößert und erweitert. Da die Pflanzer allen ihren Rum in Amerika absetzen konnten, wurden sie dadurch im Stand gesetzt, mehr Waaren aus Großbrittanien zu verschreiben. Nordamerika hingegen, das mit seinen Produkten die brittische Waareneinfuhr nicht bezahlen konnte, fand durch Westindien Gelegenheit dazu. So war der Handel beider Länder vor dem Kriege beschaffen, durch ihn ward er ganz unterbrochen, man

man hofte aber, bei wiederkehrendem Frieden, er würde seinen alten Flor wieder erreichen.

Bald nach dem Frieden traf das brittische Ministerium folgende Verfügungen, die alle Erwartungen der westindischen Pflanzer vereitelten, weil man in London voraussetzte, die noch übrigen brittischen Colonien in Nordamerika würden die Zuckerinseln mit manchen Artikeln eben so gut, als die neuen Freistaaten, versorgen, auch befürchtete man, diese würden bei dem Handel auf dem alten Fuß, das ganze westindische Commerz an sich reißen, und Großbrittanien dadurch einen Theil seiner Schiffahrt, und viele Vortheile von diesem Handel verlieren. Ueberdem konnte man Nordamerika nicht anders als eine fremde Nation betrachten. Es ward daher seit dem zweiten Julius 1783 die Einfuhr von Holz, lebendigem Vieh, Korn und Mehl aus den amerikanischen Freistaaten, aber nur auf brittischen Schiffen, erlaubt, aber Pöckelfleisch, Fische und Trahn, aus diesen Freistaaten einzuführen, verboten. Die damaligen Handelseinrichtungen waren aber theils bloße Versuche, theils auf unbestimmte Zeit verfügt, bis etwa durch einen Handelsvertrag Beschwerden von der einen oder andern Seite abgeholfen werden könnten.

Wie

Wie aber 1784 eine neue Parlamentssitzung anfing, ward der westindische Handel von neuen vorgenommen. Fast von einer jeden Zuckerinsel giengen eine Menge Klagen, Beschwerden und Vorstellungen gegen die neuen Handelsverfügungen ein. Viele Pflanzer zeigten, daß sie kaum Vorrath von sechs Wochen an Lebensmitteln hätten, und daß, wenn Amerika ferner eingeschränkt würde, die Inseln, wie ehemals, mit allem Benöthigten zu versorgen, ein Sklavenaufstand zubesorgen wäre, aus bloßer Furcht zu verhungern. Auf der andern Seite versprachen sich die Einwohner der brittischen Colonien in Nordamerika, die durch viele Emigranten aus den Freistaaten vermehrt waren, schnelle Reichthümer von den hohen Preisen ihrer Ausfuhrwaaren, bei denen sie nichts von ihren bisherigen Concurrenten zu befürchten hatten. Unzählige Pamphlets und Brochüren erschienen, worin bewiesen ward, daß Canada, Neufundland und Neuschottland die Zuckerinseln mit allen Bedürfnissen, außer mit Reis, versorgen könnten, welche ihnen vor dem Kriege von den dreizehn Freistaaten zugeführt wurden.

Eine andere zahlreiche Parthei in England, die vorzüglich aus Kaufleuten, Schiffsrhedern und Seefahrern bestand, rieth ebenfalls, die neuen Republikaner in dem westindischen

dischen Handel einzuschränken. Diese behaupteten, daß, wenn man den Nordamerikanern Zucker auszuführen erlaubte, würden sie diesen nicht blos nach ihren Häfen, sondern nach allen fremden Ländern verfahren, und Großbrittanien einen ansehnlichen Theil seiner Schifffahrt einbüßen; wenigstens könnten die Nordamerikaner gefährliche Nebenbuhler in der brittischen Ausfuhr werden, wenn man ihnen, wie bisher, erlaubte, westindische Produkte nach England zu transportiren.

Die westindischen Pflanzer wandten dagegen ein, man dürfe nur die Größe der amerikanischen Schiffe bestimmen, und keine andern an der Fahrt nach den Inseln Theil nehmen lassen, als solche, die nur ein Verdeck haben, oder nur siebenzig bis achtzig Tonnenlast hielten, welche den Waarentransport über das atlantische Meer nicht wagen könnten. Der ganze Streit ward daher dem brittischen Handelsdepartement zur fernern Untersuchung übergeben. Von diesem wurden verschiedene nach Westindien handelnde Kaufleute, auch Plantagenbesitzer, unter denen der Verfasser sich auch befand, über die vornehmsten Punkte verhört. Die Pflanzer gestanden, Gerechtigkeit und Menschenliebe geböten, den unglücklichen Loyalisten in Canada und Neuschottland, Vorzüge im Handel vor den Freistaaten zu geben, voraus-

gesetzt,

gesetzt, daß sie eben die Waaren, und in gleicher Menge, wie die leztern, zu Markte bringen. Aber dies ward von den Pflanzern verneint. Sie verlangten daher, daß, ehe man zu neuen Einrichtungen schritte, man vorher untersuchen möchte, wie viel diese brittischen Colonien an amerikanischen Stapelwaaren geliefert hatten, und ob sie wol in ihrer gegenwärtigen oder zukünftigen Lage, die bisherige geringe Ausfuhr vermehren könnten.

Diese Untersuchung ward wirklich angestellt, und hinlängliche Zeugnisse bewiesen, daß von 1208 Fahrzeugen, die 1772 Holz und Lebensmittel aus ganz Nordamerika nach den brittischen Zuckerinseln brachten, nur sieben aus Canada und Neuschottland kamen, und daß eine gleich geringe Anzahl, im Vergleich mit den Schiffen der Freistaaten, nach den fremden Zuckerinseln ausgerüstet worden. Es war also unwidersprechlich erwiesen, daß diese Colonien vor dem Kriege nie eine Ausfuhr von irgend einem Umfange nach den Zuckerinseln hatten, und daß diese daher von ihnen nicht die nöthigen Bedürfnisse erwarten konnten. Ueberdem könnten von Canada nur einmal im Jahre Versendungen gemacht werden, weil das Eis im Lorenzfluß im Winter und Frühjahr die Schifffahrt hindert, so wie im Sommer die westlichen Winde. Auch kann der Kornbau dieser Provinz, wegen des rauhen Climas, nie

empor kommen. In den Jahren von 1779 bis 1780 war der Getreidemangel in Canada so groß, daß alle Ausfuhr von Korn, Brod und Mehl verboten werden mußte *). Ja, zu eben der Zeit, wie man über die neuen Handelseinrichtungen debattirte, ward wirklich ein Schiff in der Themse für Quebeck mit Waizenmehl beladen. Im Ganzen ward gezeigt, daß diese Provinz freilich in einzelnen Jahren, wie zum Beispiel 1774, mehr Getreide erzeuge, als sie selber brauchte; allein eine beständige sichere Zufuhr für die Zuckerinseln, ließ sich von dorther nicht erwarten. Auch würden die häufigen Mißerndten die neuen Anbauer abschrecken, den Waizenbau im Großen zu versuchen. Bauholz und andere Holzwaaren, könne Canada wegen des theuren Arbeitslohns nicht versenden, ohne die Hindernisse der Schifffahrt mit in Anschlag zu bringen.

Gegen Neuschottland ward von den westindischen Pflanzern eingewandt, daß es in keiner Zeit so viel Korn gebaut habe, seine Einwoh-

*) Also führte Canada doch diese Produkte aus, und das Verbot rührte nicht vom wirklichen Mangel her, sondern weil die Provinz durch den Krieg gelitten hatte, und zu ihrer Vertheidigung gegen die amerikanischen Insurgenten ein starkes Truppencorps unterhalten mußte.

wohner zu ernähren. Holz ward von dieser Halbinsel nie in einiger Menge ausgeführt. Vielmehr erhielt sie damals Bauholz vom festen Lande, um für die Ansiedler bei Roseway Wohnungen zu errichten.

Zuletzt ward von der Insel S. John im Lorenz Meerbusen erwiesen, daß sie weder hinlängliche Provision für ihre eignen Bedürfnisse erzeuge, noch irgend etwas ausführe. Fünf Monate im Jahr wäre sie mit Eis umgeben, und feuchte immerwährende Nebel verhinderten ihren weitern Anbau.

Diese Einwendungen hatten aber bei den Vertheidigern des bisherigen Systems, den Handel der Amerikaner nach den Zuckerinseln einzuschränken, nicht die erwartete Wirkung. Diese versicherten, jede Erweiterung der amerikanischen Schiffahrt, bewirke die Abnahme der brittischen. Die Zuckerinseln besäßen hinlängliche eigene Resourcen, sie könnten Lebensmittel und Holz selber ziehen, und wol bei der Zufuhr aus Großbrittanien, Irland und der nördlichen englischen Colonien bestehen, wenn sie auch der amerikanischen Importen ganz und gar entbehren müßten. Zugleich ward die Frage aufgeworfen: wie es möglich gewesen wäre, während des Krieges, ihre Geschäfte fortzusetzen, und sich und ihre Neger zu ernähren, wo ihnen alles Verkehr mit den Freistaaten abgeschnitten war?

Hierauf erwiederten die Westindier: sie wären, so lange der Krieg dauerte, nur kärglich mit Holz und Lebensmitteln versorgt worden, und zu so hohen Preisen, daß es ihnen zuletzt gleich schädlich ward, auf diese Art oder gar keine Zufuhr zu erhalten. Die amerikanischen Schiffe, die von unsern Kapern auf ihrer Fahrt nach den fremden Zuckerinseln aufgebracht wurden, erleichterten zuweilen ihre Bedürfnisse, aber diese Hülfe hörte mit dem Kriege auf, und man konnte darauf so wenig rechnen, daß die Einwohner mancher Inseln gezwungen waren, Lebensmittel auf ihren Plantagen zu bauen, oder hier Holz fällen zu lassen, und darüber ihren Zuckerbau versäumen mußten. Die brittischen Zollbücher beweisen, wie nachtheilig diese veränderten Beschäftigungen für Englands Handel und Schifffahrt waren, z. B. 1777, ehe die Franzosen einige von unsern Zuckerinseln eroberten, war die Zuckereinfuhr von England gegen 1774, ehe der amerikanische Krieg ausbrach, um 679,000 Oxhofd vermindert. Großbrittanien erhielt von seinen gesammten Zuckerinseln:

1772	1,786,045	Centn.	Zucker.
1773	1,762,387	—	—
1774	2,015,911	—	—
1775	2,002,224	—	—
1776	1,669,071	—	—

1777

1777	1,336,037	Centn. Zucker.
1778	1,404,995	— —
1779	1,441,943	— —

Die Anzeigen der drei folgenden Jahre fehlen. Doch die Zuckereinfuhr erreichte in dem Friedensjahre bald ihre alte Größe wieder, und stieg

1783	auf	1,480,007	Centner.
1784	—	1,815,510	—
1785	—	2,173,468	—
1786	—	1,613,098	—
1787	—	1,926,121	—
1788	—	2,065,700	—
1789	—	1,935,223	—
1790	—	1,882,005	—

Die Untersuchungskommission fand indeß nicht alle Gründe und Einwendungen der Pflanzer hinreichend, um amerikanischen Schiffen, ohne alle Einschränkungen, Ein- und Ausfuhr zu erlauben. Sie erwiederte, daß aus westindischen Privatbriefen, der Mangel nicht erhelle, den die Pflanzer ihrer Angabe nach befürchteten, wenn die freie nordamerikanische Einfuhr ferner verboten bliebe. Canada und Neuschottland würden ihren Ackerbau erweitern, und Korn genug versenden, wenn sie nur auf den Zuckerinseln einen sichern Markt fänden. Sie glaubte, beide Provinzen würden in einigen Jahren wenigstens 300,000 Scheffel liefern kön-

können. Ueberdem würde Großbrittanien, wenn Westindien seine ganze Zufuhr blos auf eigenen Fahrzeugen erhielte, seine Handelsflotte ansehnlich vermehren, und alle von den Freistaaten bisher genossene Vortheile ziehen, die jährlich wenigstens 245,000 ausmachten; so hoch ward der Frachtgewinn der Nordamerikaner angeschlagen.

Die 1783 getroffenen Verfügungen, wodurch den Zuckerinseln ihre Bedürfnisse nur auf brittischen Schiffen zugeführt, und ihre Produkte in eben diesen Fahrzeugen geladen werden durften, blieben. Indessen wurden dabei zuweilen einzelne Abänderungen getroffen. Die Inseln, die schon 1781 und 1782 sehr durch Orkane gelitten hatten, wurden 1784 abermals von einem heftigen Sturm heimgesucht. Die Regierung in Jamaika erlaubte daher auf vier Monate alle Zufuhr in fremden Fahrzeugen; diese Erlaubniß ward nachher bis zum letzten Januar 1785 verlängert, hörte aber nach diesem Termin wieder auf. Die Pflanzer dieser Inseln bemühten sich, mehr Korn und andere Bedürfnisse selber zu ziehen, auch aus ihren Waldungen die nöthigen Holzwaaren zu erlangen. Die kleinern Inseln hatten zwar diese Vortheile nicht; allein da Nordamerika den englischen Handel nicht so einschränkte, als die Westindier vermuthet hatten:

so erhielten sie, was sie brauchten, auf brittischen Fahrzeugen.

Zuletzt fand die brittische Regierung, daß Kanada und Neuschottland Westindien nicht mit allen Bedürfnissen versorgen, auch lange so viel westindische Produkte nicht verbrauchen konnten, als man sonst in den Freistaaten abgesetzt hatte; daher ward 1790 zugestanden, Holz, Korn und andere Waaren für Westindien, in Neuschottland einzuführen. Wirklich erhielt auch diese Provinz gleich im ersten Jahre aus Nordamerika 540,000 Faßdauben, 40,000 Fässer Mehl und Brod, 80,000 Scheffel Korn nebst andern Artikeln.

Ich bin nicht im Stande, hier ein zuverlässiges Verzeichniß von dem mitzutheilen, was Großbrittaniens gegenwärtige Besitzungen den Zuckerinseln seit dem Frieden mit den Freistaaten zuführten. Nur die Einfuhr gesalzener oder getrockneter Fische, ist von einigen Jahren bekannt, und diese bestand, bis 1786, jährlich aus 80,645 Centner.

Was die brittischen Zuckerinseln dagegen nach Canada und den andern Provinzen auf brittischen Fahrzeugen versandten, stieg, wie schon oben gesagt worden, auf hundert tausend Pf. Sterling. Diese Versendungen bestanden in 9821 Centner Zucker, 874,000 Gallons

Rum,

Rum, 81 Centner Cacao, 4 Centner Ingwer, 26,380 Gall. Syrup, 200 Pfund Pimento, 575 Centner Caffee, 1750 Pfund Baumwolle ꝛc. Der ganze Handel erforderte 17,873 Tonnen Ladung, nebst 1397 Matrosen; da aber mehrere Schiffe im Jahr verschiedene Reisen machen: so kann man nur die Hälfte der Ladung und der Mannschaft bei diesem Handel annehmen.

Die Freistaaten haben in eben diesem Jahre auf brittischen Fahrzeugen aus unsern Zuckerinseln erhalten: 19,321 Centn. Zucker, 1,620,205 Gall. Rum, 6450 Pfund Pimento, 3246 Pfund Caffee, 3000 Pfund Baumwolle, nebst einigen kleinern Artikeln, die zusammen nach den Londner Marktpreisen 196,460 Pf. St. kosteten.

II.

Ueber die ostindische Gesellschaft in den vereinigten Niederlanden, vorzüglich ihren Handel und Finanzzustand.

Daß eine Gesellschaft niederländischer Kaufleute zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, in Asien auf den Trümmern der portugiesischen Entdeckungen, eine weiter ausgedehnte Herrschaft gründete; daß ihr Handel mit diesen reichen Ländern, und die Einkünfte ihrer Eroberungen, den Interessenten großen Gewinn, und der ganzen Republik wichtige Vortheile brachten, sind allgemein bekannte Thatsachen. Eben so allgemein bekannt sind die vornehmsten Niederlassungen dieser seit 1601 in Holland und Seeland blühenden Gesellschaft, die Menge indischer Waaren, womit sie Europa jährlich versorgt, ihre Vertheilung in verschiedene kleinere, doch unter einander genau verbundene Societäten, und der große Verlust, den die ostindische Gesellschaft im letzten Kriege mit England litt, worin sie so viele reich beladene

Schiffe, und einige ihrer vornehmsten Comtoire einbüßte. Daß aber die Gesellschaft, trotz der außerordentlichen Unterstützung der niederländischen Regierung, trotz der wiederholten Anleihen, die sie seit dem Frieden gemacht hat, um ihren Handel wieder herzustellen, fast ihrer Auflösung nahe war, daß ihr so sehr gesunkener Credit noch nicht ganz wieder hergestellt ist, und ohne den letzten unglücklichen Krieg mit England, die Gesellschaft blos durch bisherige Einrichtung im tiefsten Verfall gerathen mußte, haben nur Zeitungsnachrichten einzeln unter uns verbreitet. In Holland hingegen haben die Commissarien, welche von den Generalstaaten zur Untersuchung der Gesellschaft und ihrer Geschäfte seit 1783 verordnet sind, die äußerst mißliche Lage derselben und ihre Ursachen bis zur höchsten Evidenz erwiesen. Allein diese Berichte stehen in weitläuftigen periodischen Schriften, oder in den großen Sammlungen, aller die ganze Republik angehenden Beschlüsse und Verordnungen, sie geben auch, ungeachtet ihrer Ausführlichkeit, Wiederholungen, der Beilagen Menge, und der einzelnen Berechnungen, über alle Einrichtungen der Compagnie, die erwarteten Aufschlüsse, nicht einmal solchen Lesern, deren Interesse mit dem Wohl der Gesellschaft genau zusammen hängt. Für andere, denen der Verfall einer unermeßlich reich geachteten Gesellschaft, nur als Begebenheit neuerer Zeiten, anziehend wird,

sind

sind diese großen Aktenstöße so gut als nicht geschrieben. Da sie indessen über den alten und neuern Zustand der Gesellschaft Belehrungen enthalten, die selbst der Aufmerksamkeit des neuesten niederländischen Geschichtschreibers in dieser Materie *) entgangen sind, so glaube ich keine ganz verlorne Arbeit zu unternehmen, dem deutschen Publikum hier das wichtigste aus diesen Staatspapieren **) und andern authenti-

*) Beknopte Beschryving der Oostindische Etablissementen door Ary Huysers tweede Druck, vermeerderd en verbetert. Amst. 1792. 8.

**) Die vornehmsten Schriften, welche den neuesten Zustand der Gesellschaft, und ihren großen Verfall, aus ihren Handels- und Rechnungsbüchern untersuchen, sind dem Publikum in den Nieuwe Nederlandsche Jaarboeken vom Jahre 1790 und der bekannten Sammlung Zaaken van Staat en Oorlog, besonders im 23. und 24. Theile vorgelegt worden. Unter diesen enthalten folgende die zuverlässigsten und genauesten Nachrichten: 1) Rapport der Commissie nopens de Oost Indische Compagnie. Haag 1790. 2) Rapporten van de Heren Gecommitteerden over den Staat der generaale Nederlandsche Oostindische Compagnie, 1790. 4) Consideratien van een Hoofgparticipant in de Oost Indische Compagnie over de Oorzaaken der Veragtering en de Middelen ter Verbetering van dezelve door. Wil. Tidsing. 1790. nebst einigen darüber gemachten Erinnerungen und Widerlegung derselben.

thentischen Quellen, mitzutheilen. Ich werde mich aber vorzüglich auf die gegenwärtige Lage der Gesellschaft, einige weniger bekannte Data ihrer indischen Einkünfte, die Kostbarkeit ihrer meisten Besitzungen, ihre vornehmsten Handelszweige und die neuesten Rettungsmittel einschränken müssen, welche endlich getroffen sind, den gänzlichen Ruin der Gesellschaft aufzuhalten.

Seit 1735 war die holländischostindische Gesellschaft das nicht mehr, was man auswärts und im Lande selber von ihr glaubte, und ihre gepriesenen Reichthümer fiengen an, bei allen Schätzen, die ihre Officianten gewöhnlich zu Hause brachten, zu verschwinden. Vor allen verminderten Revolutionen in Indien ihren Waarenabsatz, und dadurch die Vortheile, welche der Handel sonst zu geben pflegte. Die Eroberungen der Maratten im nordlichen Decan, Concan und Guzeratte, zerstörten unter den Einwohnern alle Industrie, welche die Holländer zu bereichern pflegte. Baumwollenwaaren, welche diese Länder sonst in Menge lieferten, wurden nun weniger verfertigt, und zugleich verminderte sich der Absatz der Gewürze, des Zuckers und anderer Waaren, woran die Gesellschaft in diesen Gegenden sonst achthunderttausend Gulden zu gewinnen pflegte *), daher sie

*) Huylers S. 119.

sie längstens schon ihr Comtoir in Amedabat, der Hauptstadt von Guzeratte, und ihre Loge in Broach, einer Stadt am Nerbuddafluß aufgegeben hat, und jetzt im Begriffe steht, den Handelsplatz Suratte ebenfalls zu verlassen, weil Engländer und Maratten hier ihren Handel gemeinschaftlich untergraben. Auf der Küste Malabar litte ihr Verkehr durch die Kriege, welche Hyder Aly mit den dortigen Nairenfürsten führte, die sich unter sein Joch beugen mußten. Ihre Pfefferausfuhr, das vornehmste Produkt dieser Gegend, schwand bis auf die Hälfte; Hyder eroberte während dieser Händel, ihre Faktoreien Chettua und Paponetty, Cranganor mußten sie 1789 dem Raja von Travancore abtreten, und da die Engländer, wie unten gezeigt werden soll, jetzt Herren von ganz Malabar sind, so wird die niederländische Gesellschaft wol bald von dieser Küste verdrängt seyn. Auf der Küste Coromandel, wo die Engländer seit 1765 alle Fürsten, Indier und Mohren ihrer Herrschaft unterworfen haben, und die Holländer ihnen 1783 die Vestung Negapatnam überlassen mußten, hat ihr Handel ebenfalls in dem Grade abgenommen, als wie jene ihre Eroberungen erweiterten. Ihre gegenwärtige Lage in Bengalen wird unten näher gezeigt werden. Die gegenwärtige Macht der Gesellschaft beruht daher nur auf den Besitz verschiedener großen und kleinern Inseln, mit

denen

denen die Compagnie meistens ausschließlichen Handel treibt, und deren Produkte die größte Ausbeute ihrer jährlichen Auctionen geben.

Der letzte unglückliche Krieg mit England, worin die Gesellschaft viele ihrer Besitzungen, nebst sehr reichen Waarenlagern verlor, und kaum die übrigen gegen diesen glücklichen Nebenbuhler vertheidigen konnte, bewieß schon, was man vielleicht kaum in Holland ahndete, daß die Kräfte der Gesellschaft abgenommen hatten, und sie daher in Indien nicht mit gehöriger Mannschaft, feindliche Anfälle abwehren konnte. Sie verlor freilich nur ihre minder wichtigen Comtoire in Suratte, Coromandel, Bengalen und der westlichen Küste von Sumatra, aber ihr Schaden an den genommenen Schiffen, verlornen Retourwaaren und geplünderten Waarenlagern, verminderte ihr Vermögen wenigstens um ein und zwanzig Millionen Gulden. Was die Feinde blos in Suratte und Sumatra erbeuteten, betrug 1,800,000 Gulden, die Gesellschaft verlor bei ihrer Vertreibung aus Bengalen, Coromandel und Trinconomale an Waaren und Baarschaften, 8,600,000 Guld., und die Ladungen der weggenommenen Schiffe waren wenigstens 10,300,000 Gulden an Werth *). Alle diese wiederholten Unfälle er=

*) Nieuwe Nederl. Joarbortien 1790. S. 1669.

erschütterten die Gesellschaft so sehr, daß sie im Februar 1781 bei den Staaten von Holland einen Indult gegen ihre Gläubiger auswirken mußte. Ihr Credit fing sichtbar an zu wanken, und sie konnte nur unter Garantie der Republik Holland und der übrigen Provinzen, und für sich auf die lästigsten Bedingungen, Gelder zur Fortsetzung des Handels aufbringen. Dergleichen Anleihen mußte die Gesellschaft bis 1792 fortwährend machen, weil ihre indischen verschuldeten Comtoire ohne Unterlaß Geldrimessen forderten, ihre Ausrüstungen beträchtliche Summen kosteten, ihre Auctionen, mit deren Ertrag bisher diese Ausgaben bestritten wurden, kaum den vierten Theil gegen vorige Zeiten abwarfen, und in dem ganzen Zeitraum von 1781 bis 1790 nie den Ertrag voriger Jahre erreichten. Im vorhergehenden Jahrzehend, verkauften die verschiedenen Kammern nur einmal, nemlich 1774 für 18,833,000 Gulden asiatischer Waaren, in allen übrigen neun Jahren aber für neunzehn bis ein und zwanzig Mill. Gulden. Dagegen konnte die Gesellschaft in dem gleich nachfolgenden Zeitraum, nie die Höhe des mindest einträglichen Jahres erreichen, so bald der Einfluß des unglücklichen Krieges merklich ward. Die Auctionen von 1782 lieferten nur 5,914,000 Gulden, die von 1783 nur sieben Millionen, und fünf Jahre nach geschlossenem Frieden mit England,

land, wie 1788 und 89, konnten nur etwa vierzehn Mill. Guld. versteigert werden *). Daß diese Abnahme des Handels und die damit so innigst verbundenen Einkünfte der Gesellschaft in den beiden ersten Kriegsjahren nicht bemerklich waren, wo ihre Auctionen ziemlich auf dem alten Fuße blieben, floß natürlich aus der alten Einrichtung, und dem Waarenvorrathe, den sie immer in ihren Magazinen für die Zukunft liegen hatte. Denn zu eben dieser Zeit ergaben ihre Bücher, daß ihr damaliger Waarenvorrath an zwanzig Millionen Gulden werth war **), unter denen die Gewürze allein zwischen 6 und 7 Millionen ausmachten.

Die oben genannte Commission, die nicht nur den ganzen Zustand der Gesellschaft nach dem Kriege, sondern auch die Sicherheit der Staaten untersuchen sollte, welche sie bei dem augen=

*) Zaaken, S. 23. und 98. Oder um diese Handelsabnahme sichtbarer zu machen, so erhielt die Gesellschaft jährlich aus ihren Auctionen, ein Jahr ins andere gerechnet, in dem ersten Zeitpunkt zwanzig, und in dem letzten nur funfzehn Millionen Gulden.

**) Ein ähnlicher Waarenvorrath befand sich den 31. Mai 1790 in den Magazinen der verschiedenen Kammern, Zaaken S. 23. und S. 11.

augenscheinlichen Verfall der ostindischen Compagnie für die Garantie so vieler Millionen hatten, erwieß endlich, daß, ohne außerordentliche Glücksfälle, sie sich bei ihrer dermaligen Verfassung von selber würde aufgelößt haben, oder daß über kurz oder lang ein gleiches unüberwindliches Deficit, wie während und nach dem Kriege, entstehen mußte. Eben diese Commission zeigte, daß die Kostbarkeit der ganzen gesellschaftlichen Einrichtung, die Menge ihrer indischen Posten, von denen die meisten mehr kosten als einbringen, und also von Europa aus erhalten werden müssen, die Zahl, die Unwissenheit und der Eigennutz ihrer meisten Bedienten, ihren allmähligen Verfall befördern mußten.

Seit dem Jahre 1735 fing die Gesellschaft an bald stärker bald schwächer zu wanken. Sie gab seitdem gewöhnlich alle Jahr mehr aus, als sie einnahm, und konnte mit dem Ertrage ihrer Besitzungen, und ihrem mannigfaltigen Handelsgewinn, weder die indischen Ausrüstungen, noch den Waarenverkauf, oder ihre gewöhnlichen Etatsausgaben, bestreiten. Sie blieb daher bei allen Summen, die jährlich nach Batavia baar gesandt wurden, und die, wie mehrere Rechnungen beweisen, jährlich auf verschiedene Millionen stiegen, (von 1770 bis 1779 sind auf diese Art 40,007,255 Gul-

Gulden baar von Europa dahin übermacht worden,) in Indien gewöhnlich schuldig, und die Wechsel und Assignationen, welche Batavia dagegen auf die verschiedenen Kammern auszustellen pflegte, mußten aus dem Ertrage der Auctionen berichtigt werden. Die außerordentlichen Ausgaben in Indien, gegen vorige Zeiten, machten dergleichen ungewöhnliche Anstrengungen nöthig. Aus den angeführten Ursachen, und weil die Gesellschaft nicht darauf bedacht war, Ersparungen zu machen, ihre Bediente unter genauerer Aufsicht zu halten, Handelszweige aufgegeben, die anstatt Gewinnst nur Verlust brachten: so entstand von jenem Jahre bis 1761 schon in ihrer Casse ein Deficit von 21,543,644 Gulden. Sie kam zwar in der Folge wieder zu Kräften, vorzüglich in den ersten Jahren des nordamerikanischen Krieges, wo Holland neutral blieb, und die Gesellschaft ihre indische Ausfuhr ansehnlich vermehrte. Sie hatte daher 1779 diese Schuld bis auf 8,506,562 Gulden getilgt. Aber diese goldenen Zeiten waren wegen des Krieges mit England von kurzer Dauer, und schon 1781 fand sich die Gesellschaft außer Stande, ohne fremde Unterstützung ihren Handel fortzusetzen, und ihre entfernte Länder zu beschützen. Die holländischen Kammern mußten daher von 1781 bis 1790 meist unter der Garantie von Holland und der übrigen Provinzen, über 67 Mill. Gul=

Gulden anleihen *), und die Kammer Seeland ist eben in diesem Zeitraum nach und nach mit fast sechszehn Mill. unterstützt worden. Weil aber die versprochenen Gelder nicht immer, wie die Gesellschaft häufig klagt, am bestimmten Termin einliefen, oder ihre eignen Anleihen, und was sie durch Lotterien aufzubringen gedachte, nicht genug Theilnehmer fanden, auch die Anleihen häufig zu andern Zwecken, als Versendungen nach Indien, Ausrüstung der Flotten verwandt wurden: so verminderten so reiche Hülfsquellen ihre Finanzverwirrungen nicht. Unter andern verlangte die Gesellschaft 1788 eine Unterstützung von 30 Mill. Gulden. Sie erhielt aber nur drei und zwanzig, und davon wurden fünf Mill. für ältere Vorschüsse von der Generalitätskasse abgezogen. Die Gesellschaft konnte also, weil die ganze verlangte Summe nicht einkam, nur den kleinsten Theil der erwarteten Vortheile einerndten. Sie hatte dabei das Unglück, daß um eben diese Zeit vier reich beladene Ostindienfahrer verloren giengen, von denen das eine alle zum chinesischen Handel benöthigte Baarschaften am Bord hatte **). Ihr Zustand war also so wenig empor gekommen, daß sie 1790 sogar 250,000 Pfund Gewürznelken in ihren Magazinen verpfänden mußte,

*) Zaaken, D. 23. S. 29.
**) Zaaken, D. 23. S, 37. 38.

mußte, um auf fünf Jahre ein Kapital von 500,000 Gulden zu erlangen, und überdem suchte sie für Rechnung der holländischen Kammern 8 Millionen durch eine Lotterie zusammenzubringen, welche binnen vier und vierzig Jahren, von 1792 angerechnet, abbezahlt werden sollten *). In Indien mußte die Gesellschaft einen Theil ihres Pfefferhandels einstellen, weil sie ihren Lieferanten nicht gerecht werden konnte. Der Kaffeebau in Java stockte, weil sie wegen Geldmangel, den dortigen Fürsten die bedungenen Quantitäten abzunehmen, außer Stande war. In Amboina war, an allerlei Ausgaben zu bestreiten, eine Million Gulden nöthig, dafür konnten aber nur abschläglich von Batavia 90.000 Rthlr. übersandt werden **). Es war also kein Wunder, daß die Gesellschaft, aller Unterstützungen von Seiten der Regierung, und aller eigenen Versuchen Hülfe zu erlangen unerachtet, immer in der größten Verlegenheit blieb, zu jeder neuen Ausrüstung außerordentliche Hülfe verlangte, und ihre Schulden, selbst nach dem Kriege sich von Jahr zu Jahre anhäuften. Die Bewindhebber berechnen um diese Zeit den Ertrag ihrer Auctionen in den Niederlanden, womit alle Hauptausgaben der Gesellschaft bestritten, selbst Indien erhalten wer-

*) N. Ned. Jaarb. 1790. S. 216. 1925.
**) N. N. Jaarb. 1790. S. 1673.

werden muß, nach Abzug dessen, was jede Niederlassung aufbrachte, und ihre jährlichen Ausgaben, die weiter unten näher angezeigt werden sollen, folgendermaßen:

	Ertrag der Auctionen.		Jährl. Ausgabe.
1786	17,719,027	Guld.	23,279,369
1787	18,903,295	—	33,532,514
1788	17,418,860	—	20,717,167
1789	14,446,316	—	23,351,543
1790	14,721,050	—	26,004,765

Es ist also das schnelle Steigen des Deficit, das zu Anfange dieser Rechnung schon über 68 Millionen Gulden ausmachte, leicht zu begreifen, und wie die Lage der Gesellschaft immer verwickelter werden mußte. Zwei Jahre später, oder 1788 war ein Deficit von 76 Millionen vorhanden, und den 31. Mai 1790 ward diese Schuld auf 96,110,526 Gulden berechnet, welche folgendermaßen auf die verschiedenen Kammern vertheilt war:

Amsterdam	56,228,031
Seeland	14,901,567
Delft	6,852,475
Rotterdam	5,567,810
Hoorn	6,153,341
Enkhuizen	6,407,299

Bei

Bei allen diesen Beweisen des größten Verfalls machte die Gesellschaft weder bei ihren indischen noch europäischen Einrichtungen, die insgesammt nach ihren höchsten Flor berechnet waren, und einen großen Theil des Handelsgewinns verzehrten, einige Veränderungen, sondern alles gieng auf dem alten Wege fort. Die große Verschiedenheit der politischen, merkantilischen, nautischen und militairischen Geschäfte, erfordert freilich ein zahlreiches Personale. Aber dieses Personale besteht aus zu vielen, meist überflüssigen Bedienten, und die Hohen sind für ihre geringen zum Theil unnöthigen Geschäfte zu gut besoldet. Außer dem ansehnlichen Gehalt genießen die meisten verschiedene Emolumente, die der Gesellschaft kostbar genug fallen. Blos was sie an Zucker und Gewürz jährlich den Bewindhebbern und anderen Beamten vertheilt, beträgt in Europa 50,000 Gulden *). Die Geschäfte der sechs Kammern oder der kleinern Unterabtheilungen der ganzen Gesellschaft werden von 75 Bewindhebbern und Hauptparticipanten besorgt. Eine zu große Anzahl, die wegen der niederländischen Verfassung, weil jede Provinz als Glied der Union, an allen wichtigen Verhandlungen durch besondere Abgeordnete Theil nimmt, aller Vorschläge ungeachtet, wol sobald noch nicht vermindert wer-

*) Zaaken, D. 23. S. 66.

werden dürfte. Vielmehr ist diese Zahl 1785 mit neuen Hauptparticipanten aus den Interessenten der Gesellschaft vermehrt worden, um besondere Aufsicht über den indischen Handel zu führen, und die zur Rettung der Gesellschaft gemachten Vorkehrungen in Europa und Indien durchzusetzen. Von jenen Bewindhebbern, haben vier und zwanzig, die allein bei der Kammer Amsterdam, der reichsten und vornehmsten von allen, angestellt sind, jährlich 62,000 Gulden Gehalt, ohne die Diäten zu rechnen, wenn sie nach dem Haag reisen, die Rechnungen abzunehmen, oder die übrigen Kammern besuchen, blos um bei den indischen Auctionen gegenwärtig zu seyn. Zu diesen Reisen werden bei jeder Kammer besondere Fahrzeuge mit der benöthigten Mannschaft gehalten. Die Zahl der Unterbedienten auf den Werften, bei den Packhäusern, und andern Departements, ist noch größer, weil jede Kammer, so klein auch ihre Geschäfte in Hinsicht des Ganzen seyn mögen, Schiffe nach Indien ausrüstet und wieder erhält, ihre eigenen Waarenlager, Schiffswerften, Werbeplätze rc. hat. Die dabei angestellten Personen und andere damit verbundene Ausgaben, haben der Kammer Hoorn, die etwa 2,257,000 Gulden Einkünfte hat, bisher 611,220 Gulden geko=

gekostet. Enkhuizen, das 1790 von den beiden jährlichen Auctionen 981,000 Gulden einnahm, mußte blos davon auf Gehalt, Arbeitslohn, und Ausrüstungskosten 237,000 Gulden verwenden *). Die Kammer Amsterdam bezahlt ihren Unterbedienten jährlich an festen Besoldungen 118,000 Gulden, ohne was Zimmerleute und andere Arbeiter an Tagelohn bekommen.

Alle sechs Kammern berechnen, daß sie bisher alle Jahre blos an Arbeitslohn 1,460,000 Gulden bezahlt haben, und für die Kosten der gewöhnlichen Ausrüstungen, die Anschaffung der Schiffsbedürfnisse, den Lohn des ausgehenden und zurückkehrenden Schiffvolks, auf 6,587,000 Gulden, wie eine genaue Angabe aller einzelnen Artikel zeigt **). Weil die Gesellschaft jetzt weniger Schiffe aussendet, so ist die Ausgabe jetzt frei-

*) Zaaken, D. 24. S. 155.

**) Zaaken, D. 24. S. 172. Davon kosteten der Gesellschaft jährlich Hanf und Thauwerk 620,291 Gulden, Seegeltuch 270,581, Eichenholz 509,094, Masten 108,528, anderes Holz 143,213, Pech und Theer 89,585, Eisen und Eisenwerk 508,661, Kupfer 73,360, Handgeld, Lohn und Prämien der Equipage 2,765,766 Gulden.

freilich um ein ansehnliches vermindert. Aber lange konnte man die Bewindhebber nicht von diesen nothwendigen Ersparungen und der Einschränkung so vieler ins Große gehenden Ausgaben überzeugen, und noch 1790 verwarfen viele Kammern die deswegen von einzelnen Interessenten, so wie die von den Commissarien, gemachten Vorschläge. Sie bewilligten nur äußerst geringe Abänderungen, die eben keine große Ersparungen erwarten ließen. Sie wollten nur die Zahl der Gesang- und Gebetbücher vermindern, die man sonst dem Schiffsvolk mitzugeben pflegte, den Predigern und Krankenwärtern einige Postillen und Andachtsbücher entziehen, und für die Kapitains weniger Quadranten Fernröhre, Lineale und andere Instrumente anschaffen *).

Was die Gesellschaft jährlich auf ihre indische Besitzungen verwenden muß, und bisher verwandt hat, übersteigt ihre dortige Einnahme um viele Millionen. Die meisten der dortigen Besitzungen geben geringen Handelsgewinn, und Zölle, nebst andern Gefällen, lassen nach Abzug der Hebungskosten so wenig übrig, daß die meisten der Casse der Gesellschaft zur Last fallen, und ein großer Theil der jährlich nach Indien

*) Zaaken, D. 13. S. 100. 110.

gehenden Baarschaften nicht zum Ankauf der Retourwaaren, sondern zur Erhaltung der sogenannten indischen Lastcomtoirs verwandt werden muß. Die gesammte Einnahme der Gesellschaft von allen indischen Besitzungen und Handelsposten, ihr ganzer Gewinn vom dortigen Handel und verschiedenen Monopolien, war 1786 nicht größer als 5,068,000 Gulden, dagegen hatte sie hier 8,532,602 Gulden Civil- und Militairausgaben. Sie mußte also ein Deficit von 3,789,431 Gulden durch ihren europäischen Handelsgewinn aus dem Ertrage ihrer Auctionen decken. Diese Berechnung geht nicht einmal über alle indische Besitzungen, indem, wie die Untersuchungscommission selbige bekannt machte, die Bücher von Coromandel und Malacca noch nicht angekommen waren, welche seit vielen Jahren ansehnliche Summen kosteten. Das Jahr 1786 ist hier keinesweges, als vielleicht eins der minder ergiebigsten, ausgesucht worden, indem etwa zufällige Ursachen die gewöhnlichen Einkünfte verringerten, sondern in allen vorhergehenden seit 1770 hatte die Ausgabe immer die Einnahme übertroffen. Freilich manche Gegenden, welche die Gesellschaft besetzt hält, dienen blos den übrigen zur Beschützung, und erfordern daher zahlreiche Garnisonen, und in allen sind so viel Ober- und Unteraufseher, Räthe, Directeure und andere Officianten angestellt, daß die Compagnie

pagnie in Indien, wenn das festgesetzte Personale auf allen Comtoiren vollzählig ist, nicht weniger als 21,855 Personen höhern und niedern Standes besolden muß, die außer ihrem ansehnlichen Gehalte, große Vortheile vom Handel genießen *). Man hoft zwar viel von den bessern Einrichtungen, die in Indien gemacht werden sollen, und von den Commissarien, die 1791 mit beträchtlichem Aufwande nach Indien versandt sind, dort alles auf einem bessern Fuß zu setzen. Allein die Hoffnung, von den dortigen Besitzungen so viel zu erhalten, um ihren Etat bestreiten zu können, ist noch weit entfernt, und man glaubte 1793 schon viel gewonnen zu haben, wenn man alle indische Ausgaben, den Waareneinkauf ungerechnet, mit der dortigen Einnahme, und einer Geldrimesse von 1,100,000 Gulden bestreiten könne **).

*) Sie bestanden 1777 aus 1647 Handelspersonen, Directeuren und andere bei der Regierung angestellten Officianten, 132 Geistlichen und Schullehrern, 332 Wundärzten, 928 Artilleristen, 3297 Seeleuten, 10,234 Soldaten, 1812 Handwerkern, 810 Unterbedienten, und 2663 Eingebohrnen vorzüglich auf den Inseln, welche alle von der Compagnie besoldet wurden. Huysers S. 403.

**) Zaaken, D. 24. Bylage Y. n. 7.

Folgende Anzeige aller der Gesellschaft gehörigen Besitzungen, und was sie ihr jährlich einbringen und kosten, wird ihre Wichtigkeit, die dortigen Handelsvortheile, und von manchen die Nachtheile für die Compagnie deutlicher machen. Wie bekannt, wird die Niederlassung am Vorgebürge der guten Hoffnung mit zu den indischen Besitzungen der Holländer gerechnet, wo sich unter ihrem Schutz allerlei Kolonisten längs der südwestlichen Küste von Afrika auf hundert, und längs der südöstlichen auf hundert und funfzig deutsche Meilen niedergelassen haben. Diese Kolonie ist von allen niederländischen am bekanntesten *), weil nicht nur fremde Seefahrer bei ihrem dortigen Aufenthalt mancherlei Nachrichten über dieselbe sammleten, sondern auch einzelne Einwohner ihren ältern und neuern Zustand beschrieben haben. Die Gesellschaft hat hier das Stempelpapier, Abgaben von Wein und Brantwein, den Zehnten von Getreide, Grundsteuern und andere Abgaben eingeführt, die ihr von 1757 bis 1777 jährlich nur 160 bis 200,000 Gulden einzubringen pflegten. Dagegen wurden hier in dem genannten Zeitraum jährlich 432 bis

*) S. O. F. Menzels Beschreibung des afrik. Vorgebürgs der guten Hoffnung, Glogau 1785. II. Th. 8.

bis 454,000 Gulden ausgegeben, so daß die meisten Gehalte der Regierung und der übrigen Officianten, die ein Personale von 1981 Köpfen ausmachen, entweder von Europa aus, oder über Batavia bezahlt werden mußten. Außer den Ostindienfahrern, die hier gewöhnlich anlegen, sind von der indischen Handelsflotte jährlich zwei Schiffe blos für das Cap bestimmt. Batavia und Ceylon erhalten von hier jährlich sieben bis achthundert Lasten Waizen, nebst andern Lebensmitteln. Von der ersten Stadt geht jährlich, außer den indischen Retourschiffen, ein besonderes Fahrzeug nach dem Cap mit 500 Lasten Reis, 4000 Pfund Gewürzen und andern Waaren befrachtet, die den Einwohnern mit funfzig pro Cent. Gewinnst für die Compagnie verkauft werden.

Während des letzten Krieges mit England mußte die Gesellschaft hier ihre Truppen verstärken, es waren neue Vestungswerke nöthig, daher vermehrten sich die Ausgaben außerordentlich, und man mußte zu deren Bestreitung zum Papiergeld seine Zuflucht nehmen. Die Gesellschaft hatte freilich 1786 ihre Einkünfte bis auf 282,142 Gulden erhöhet, aber dagegen 1,586,500 Gulden Ausgaben. Ueberhaupt hat sie von 1782 bis auf 1786 blos auf diese Colonie eilf und eine halbe Tonne Goldes über den gewöhnlichen Etat verwenden müssen, weil

ihre Erhaltung und Vertheidigung bei einer Einnahme von 1,242,768 Gulden, damals 5,869 369 Gulden kostete, und noch kann diese Niederlassung, die zu ihrer Erhaltung erforderlichen Summen nicht aus eigenen Mitteln aufbringen. Sehr viel von diesem Gelde ward unnützer Weise verschwendet, und füllte nur die Taschen der hohen und niedern Bedienten. Hier gehörten sonst der Gesellschaft 430 Sklaven; diese wurden ohne besondere Veranlassung, bis auf 942 Köpfe vermehrt, und kosteten ihr also 68,365 Gulden jährlich zu unterhalten. Dennoch konnten diese die gewöhnlichen Arbeiten nicht bestreiten. Die dortige Regierung ließ von Privatpersonen Sklaven miethen, ja sogar freie Tagelöhner dingen, ohne daß dadurch wesentliche Vortheile erlangt wären. Die Commissarien, welche die Rechnungen dieser Colonie untersucht, und dem Publikum über die schlechte indische Wirthschaft die Augen geöffnet haben, bemerken mehrere Veruntreuungen der öffentlichen Gelder, wodurch dies Vorgebürge der Gesellschaft so kostbar fiel. In dem dortigen Hospital für Land- und Seetruppen wurden jährlich 60 bis 61,000 Kannen Wein berechnet, welche die Kranken getrunken haben sollten. Die Fleischconsumtion in diesem Hospital war noch größer, weil für jeden Kranken täglich drei bis viertehalb Pf. Fleisch in Rechnung kamen. Das

Vor-

Vorgebürge hat sehr guten Kornboden, und liefert Getreide zur Ausfuhr, dennoch ward immer mit großen Kosten Reis von Batavia verschrieben, auch Arrac für ihre Bedienten, ungeachtet am Kap sehr guter Brantwein in Menge zu haben war *).

Die innere Einrichtung der eigentlichen indischen Besitzungen, die Waaren, welche sie für den Handel der Gesellschaft liefern, und die Vortheile, welche sie von einigen bisher gezogen hat, sind freilich durch einzelne Beschreibungen bekannt genug. Aber daß die Gesellschaft viele längst hätte verlassen müssen, und die meisten, selbst Batavia, bei seinem ausgebreiteten Handel, so viel nicht einbringen, als der dortige Civil- und Militairetat kostet, erfahren wir erst aus den Beilagen, welche die indische Untersuchungscommission ihren Berichten beigefügt hat. Diese Besitzungen, Handelslogen und Vertheidigungsposten der Gesellschaft, liegen theils auf den beiden Halbinseln dies und jenseit des Ganges zerstreut, theils auf den großen und kleinen Inseln des indischen Oceans.

Zu den ersten gehört ihr Comtoir in Suratte, einer weiland berühmten Handelsstadt in Decan am Flusse Tappi, wo die Gesellschaft seit

*) Zaaken, D. 24. S. 85. u.

seit 1617 Handelsfreiheiten und Schutz genießt. Sie hielt hier sonst 62 Personen, von denen 28 ihren Handel besorgen mußten. Dieser ist aber sehr gefallen, weil die Maratten das ganze umliegende Land, und selbst einen Theil der Stadt beherrschen, und die Engländer Herren des Hafens sind, denen die Gesellschaft, wie sonst dem Großmogul, Ein- und Ausfuhrzoll erlegen muß. Jährlich gehen zwei Schiffe von Batavia hieher. Ihre Ladungen, zwei Drittheile aus europäischen Waaren, und das übrige aus indischen bestehend, betragen nach den Einkaufspreisen nicht mehr als 240,000 Gulden. Seit 1770 sind in Suratte jährlich für Rechnung der Gesellschaft 17,418 Pfund Muscatnüsse, 1025 Pf. Blüte, 44,669 Pf. Nelken und 161,427 Pf. japanisch Kupfer nebst andern Waaren verkauft worden. Sonst war dieser Absatz viel wichtiger und um 1755 pflegte die Gesellschaft dahin 80,000 Pf. Nelken, 30,000 Pf. Muscatnüsse, 3000 Pf. Blüte, 2000 Pf. Zimmt, 200,000 Pf. japanisch Kupfer, 100,000 Pf. Zinn und zwei Millionen Pf. Zucker zu versenden. Eben diese zwei Fahrzeuge gehen jährlich mit Baumwollengarn und Zeugen nach Batavia zurück, nach den Einkaufspreisen 200,000 Gulden werth. Davon erhält Europa für 100,000 Gulden Zeuge und für 13,000 Gulden Garn, die in den verschiedenen Kammern für 175,000 Gul-

Gulden verkauft werden. An Handelsvortheilen und andern Intraden zieht die Gesellschaft jährlich in Suratte, nach einer Berechnung von 1770 bis 1780, (welche Jahre bei den folgenden Angaben immer zum Grunde liegen, weil spätere indische Finanzrechnungen dem Publikum entweder gar nicht oder weniger vollständig vorgelegt sind, auch die Gesellschaft in diesem Zeitraum noch im Flor war,) jährlich 380,200 Gulden. Dagegen sind in eben dieser Zeit jährlich 139,000 Gulden ausgegeben worden. Der Besitz von Suratte ist also, der Handelsabnahme ungerechnet, immer noch vortheilhaft, denn wenn gleich der wirkliche Ueberschuß nicht so groß ist, wie die Vergleichung der Einnahme mit der Ausgabe zeigt, weil Schiffsfrachten, Erhaltung der Equipage, Assecuranzen und andere Ausgaben noch nicht von der Einnahme abgezogen sind, deren Detail hier anzugeben der Ort nicht ist, der reine Ueberschuß also nur 16,260 Gulden beträgt: so werden dagegen in Batavia auf surattische Retourwaaren, 57,000 und in Europa 23,500 Gulden gewonnen. Man will dennoch dies Comtoir, wie schon oft vorgeschlagen worden, verlassen, und den ganzen Handel Privatpersonen gegen eine Recognition an die Gesellschaft übergeben.

Weiter gegen Süden, gehören der Gesellschaft mehrere Vestungen und Posten, welche sämmtlich auf der sogenannten Küste Malabar belegen sind. Ihre Hauptvestung ist Cochin, von der die übrigen in den benachbarten Nairenstaaten, Coilan, Porca, Calicoilan und Aycotte dependiren. Chottua, das sie 1715 erbauen ließ, und manche noch den malabarischen Besitzungen der Holländer beizählen, nahm ihnen Hyder Aly, Fürst von Mysore, bereits vor vielen Jahren weg, und Cranganor im Gebiete des Samorynus, überließ sie 1789 dem Rajah von Travancore, der diese Vestung wieder seinen englischen Alliirten abtrat. Weil Tippo Sahib, Sultan von Mysore, diesen Handel nicht leiden, und die Engländer nicht so nahe an seinen Grenzen dulden wollte, griff er damals Travancore an, um seine Herrschaft über dieses Reich, wie über die benachbarten Nairenstaaten, auszudehnen. Die Engländer kamen aber ihrem Alliirten zu Hülfe, und daraus entstand ein merkwürdiger Krieg in diesen Gegenden, der sich für den Sultan von Mysore, so wie für die Holländer, ob sie gleich keinen Theil daran nahmen, nachtheilig endigte. Die Engländer bezwangen nebst den Maratten und dem Nizam von Decan, die beide an dem Krieg Theil nahmen, alle Länder des Sultans bis auf Bednore, belagerten ihn in seiner Hauptstadt Seringapatnam, und zwangen ihn,

von seinem Gebiet viele Provinzen den Ueberwindern abzutreten *). Dieser Friede wird wahrscheinlich das südliche Decan auf lange Zeit beruhigen, und den Sultan zwingen, seinen Lieblingsplan aufzugeben, hier auf den Trümmern vieler indischen Staaten ein neues mahometanisches Königreich zu gründen. Was die Maratten und der Nizam an diesem Frieden zu Seringapatam den 18. März 1792 erhielten, liegt weit von den Grenzen von Malabar, und gehört nicht hieher. Tippo verlor aber damals die Hälfte seiner bisherigen Einkünfte, oder jährlich 118½ Lac Rupien, und die den Engländern überlassene Provinzen pflegten ihm jährlich 3,950,295 Rupien (430,000 Pf. St.) einzubringen. Ein Theil dieser englischen Eroberungen stieß an Carnatic, dessen Fürsten längstens englische Vasallen sind, aber auf der andern Seite mußte Tippo den Engländern beinahe ganz Malabar überlassen, nemlich die ganze Küste von den Grenzen von Travancore, bis an dem Fluß Kewan, der bei dem Vorgebürge Dilly, in den indischen Ocean fällt. Hier gehö-

*) S. die Charte in Major Diroms Narrative of the Campaign in India which terminated the War in 1792. Lond. 1793. 4. Hier ist auch der ganze Friedensschluß, nebst der Anzeige aller den drei Alliirten abgetretenen Districte, und der Ertrag eines jeden zu finden.

gehören den Engländern seit dem Frieden die Seehafen, Calicut, Ferokabad, Billiapatam und Cananore. Das ganze Land, auf dem die holländischen Posten und Vestungen liegen, ist ihrer Herrschaft unterworfen, und sie können die Einwohner zwingen, den Pfeffer, welchen sie sonst den Holländern zu verkaufen pflegten, ihnen zu überlassen *). Blos in der Nachbarschaft von Calicut hat Tippo Saheb den Engländern, oder ihrer ostindischen Compagnie 63 kleine Districte (Talooks) abtreten müssen, deren Ertrag beim Frieden auf 25 Lac Rupien angeschlagen ward. Diese neue Eroberung wird noch durch die wichtige Vestung Palgaudcherry am Flusse Paniany gedeckt, und durch die Gauts kann der Sultan eben so wenig das neue Gebiet der Engländer angreifen, in dem sie Herren der vornehmsten Pässe durch die Gebirge sind, auch jenseit derselben das Land Coorga unter ihrem Schutze steht. Hier wohnt ein kriegerisches Volk, das vor dem letzten Kriege den Europäern wenig bekannt war, dessen Gebiet aber bis nahe an Tippos Hauptstadt reicht.

Schon vor diesem Kriege trugen die malabarischen Besitzungen der Gesellschaft weniger ein, als ehedem, und jetzt müssen sie, da England hier den Meister spielt, jährlich unbedeutender

*) S. Historical View of Plans for the Government of British India. Lond. 1793. S. 536.

tender werden. Von 1770 bis 1780 hatte die Gesellschaft hier 363,350 Gulden jährliche Einkünfte, und 346,600 Gulden Ausgaben. Folglich war hier ein kleiner Ueberschuß vorhanden, der nach Abzug der Schiffsfrachten, der Kosten der Equipage und anderen Handelsausgaben, beinahe verschwand *). Ihre dortige Dienerschaft bestand bisher aus 867 Europäern und 405 Malabaren, und sie pflegt hier gewöhnlich 600 Soldaten zu halten. Von Batavia sind hieher in den benannten Jahren vierzehn Schiffe abgegangen, deren gesammte Ladungen 1,795,000 Gulden ausmachten. Jedes Schiff führte also für etwa 128,000 Gulden Waaren herüber, welche in 11460 Pf. Nüsse, 22,084 Pf. Muscatblüte, 25,360 Pf. Nelken, und 137,000 Pf. japanisch Kupfer bestanden. Die Rückladung, gewöhnlich 178,370 Gulden am Werth, besteht meist in Pfeffer, wovon die Küste Malabar den Holländern jährlich zehntausend Centn. (1,077,000 Pf.) liefert. Sie bezahlen das Pfund, welches in ihren Auctionen 17 Stüver gilt, auf der Stelle mit vier bis fünf Stüver. Außerdem wird von hier etwas Cordamum ausgeführt, imgleichen Coir, oder Cocosfasern, woraus man in Indien allerlei Thauwerk verfertigt. Zuweilen werden auch von hier Sklaven nach dem

*) Zaaken, D. 23. S. 279.

dem Vorgebürge der guten Hoffnung versandt.

Auf der Küste Coromandel haben die Engländer ebenfalls das Gebiet der Gesellschaft beschränkt, seitdem der Nabob von Carnatic, und die südlichen Fürsten dieser Küste von Tanjore, Madure, Marawar ꝛc. englische Vasallen geworden sind. Da sie ferner 1783 Negapatnam, eine ansehnliche Vestung im Reiche Tanjore, an England abtreten mußte, so ist Paleacatte, nordwärts von Madras, worin Fort Geldria liegt, der Sitz der niederländischen Regierung geworden, davon dependiren einige zerstreute Handelslogen, die allerlei Baumwollenwaaren liefern, und zum Theil zum Gouvernement Ceylon geschlagen sind. Sonst berechnete die Gesellschaft ihre dortigen Einkünfte jährlich auf 667,000 Gulden, und ihre Ausgaben auf 672,000 Gulden. Ob beide sich nach dem Verlust von Negapatnam verändert haben, weiß man nicht, weil Bilanzen späterer Jahre den Directoren nicht eingesandt sind. Der Handel ward in dem Zeitraum von 1770 bis 1780 mit zwanzig Schiffen ebenfalls von Batavia getrieben, die hieher über Ceylon oder Bengalen zu kommen pflegten. Jährlich erhielt Coromandel mit diesen Schiffen eine Zufuhr von 1,030,000 Gulden am Werth, darunter viele Baarschaften, die man jährlich auf 770,000 Gul=

Gulden berechnen kann; die eine Hälfte der Schiffe gieng mit den Produkten der Küste, Baumwollenzeugen und Caliatoursholz nach Batavia zurück, und die andere nach Europa. Die beiden Kammern Amsterdam und Seeland, erhielten von 1770 bis 1780 von hier 796,660 Stück Zeuge, die dort für 10,912,860 Gulden verkauft wurden.

Seitdem Bengalen nebst andern Provinzen am Ganges, der Engländer Oberherrschaft erkennt, hat das holländische Verkehr hier manche Einschränkungen erfahren. Verschiedene Produkte dieses reichen Landes, kann die holländische Gesellschaft jetzt nur aus der zweiten Hand von den Engländern erlangen; und von andern, die sie wie Opium und Salpeter sonst ausschließlich ausführte, theilt sie den Vortheil mit ihrem mächtigern Nebenbuhler der Londner Gesellschaft. Die vornehmste holländische Niederlassung in Bengalen, ist das Dorf Cinsura, am Flusse Hougly. Hier hat die Gesellschaft eine etwas bevestigte Loge, die Fort Gustavus heißt, auch in Cossimbazar, Patna und andern Städten Faktoreien. Ihre Geschäfte werden von 200 Personen besorgt, von denen nur 48 zum Militair gehören. Ihre Erhaltung kann jetzt mit den dortigen Einkünften bestritten werden; die Gesellschaft hatte zwar in dem angeführten Zeitraum durch

den Handel und allerlei Gefälle nur 288,000 Gulden Einnahme, aber jährlich 368,000 Gulden Ausgabe. Indessen betrug letztere 1786 nur 218,018, und im folgenden Jahre etwa 180,000 Gulden. Die Einnahme hat sich auch in einzelnen Jahren bis über 400,000 Gulden vermehrt, man will aber doch den Handel für Rechnung der Gesellschaft nicht weiter mit eignen Schiffen fortsetzen.

Batavia trieb bisher den Handel nach Bengalen. Hier wurden jährlich zwei bis drei Schiffe dahin ausgerüstet, die, außer Gewürze, viel baar Geld mitzunehmen pflegten. In dem angeführten Zeitraum erhielt Bengalen überhaupt von Batavia auf acht und zwanzig Schiffen, für 4,240,000 Gulden Importen. Baar brachten diese Schiffe 2,120,000 Gl. mit. Aber die Geldrimessen sind nach einzelnen Jahren sehr verschieden. Während ganzer fünf Jahre dieses Zeitraums finden sich in den Büchern der Gesellschaft keine Geldversendungen, dagegen wurden 1773. 800,000 und im folgenden Jahre 400,000 Gulden baar übermacht.

Nach den dortigen Einkaufspreisen exportirt die holländische Gesellschaft jährlich für 526,000 Gulden aus diesem Lande wieder nach Batavia. Von einigen Artikeln der Ausfuhr, z. B. Opium, ziehen ihre Bediente den besten Gewinn, indem seit 1745 der Opium-

han-

handel einer partikulairen Gesellschaft überlassen ist. Diese betreibt ihn mit einem Fond von 600,000 Rthlr. in 300 Actien vertheilt. Die Theilnehmer haben aber erst die Hälfte dieses Fonds zusammen gebracht, weil sie nicht mehr zu ihren jährlichen Ausgaben brauchten. Sie kaufen den Opium von der englischen Handelsgesellschaft, und versenden ihn auf Compagnieschiffen nach Batavia. Ihr jährlicher Absatz steigt aber nicht höher als 800 Kisten, jede 125 Pf. schwer, weil englische Privatschiffe eben diese Waare nach den östlichen Inseln bringen, die sonst nur von den Holländern versorgt wurden, und wirklich mehr als die Holländer ausführen. Denn in gewöhnlichen Jahren steigt die bengalische Opiumausfuhr von brittischen Kaufleuten, auf drei bis viertausend Kisten *) Die niederländische Opium-Societät, hatte bisher vom Verkauf eines in Europa dem Anschein nach unbedeutenden Produkts, größern Gewinn, als die Gesellschaft selber nach Abzug der Kosten,

 von

*) Francis Original Minutes on the Revenues of Bengal, S. 161. Die Gesellschaft kauft jährlich von den Eingebohrnen für 975,000 Rupien Opium, und gewinnt daran gewöhnlich 2,500,000 Rupien. S. Heads of the Speech of Sir Henry Dundas in the House of Commons, Febr. 1793. Lond. 1793. 8. App. B.

von ihren einträglichsten Handelszweigen. Ihr kostet eine Kiste Opium im Ankauf mit Fracht und allen Nebenspesen, 792 Gulden, und verkauft diese wieder in Batavia für 1380 Gulden und darüber. Sie kann daher ihren Theilnehmern jährlich 132 000 Gulden, ein Dividend von fast vierzig Procent auszahlen *). Daher wird die ostindische Compagnie, die von diesem Handel bisher keine andere Vortheile, als den Zoll und die Fracht genossen hat, nach Verlauf der Octroi, künftig ihn für eigne Rechnung fortsetzen.

Aber Bengalen liefert noch für die europäischen Kammern mancherlei andere Artikel von ungleich größerem Belange. Von 1771 bis 1780 wurden auf drei und zwanzig Schiffen nach Europa gebracht, an Baumwollen- und seidenen Waaren, 1,363,863 Stücke, die im Einkaufe 13,947,250 Gulden kosteten, in den Auctionen aber für 19,460,000 Gulden verkauft wurden. Seit 1777 hat sich diese Ausfuhr ansehnlich vermehrt, und wenn sonst die Bengalischen Retourschiffe nur 50 bis 60,000 Stück zu Markte brachten, so wurden später alle Jahre 200,000 Stücke und drüber in den jährlichen Auctionen feil geboten. Die übrigen bengalischen Waaren bestehen haupt-

säch-

*) Huysers S. 79.

sächlich in roher Seide, wovon die Gesellschaft jährlich zum Behuf der holländischen Fabriken 40,000 Pfund einzuführen verpflichtet ist. Sie verkaufte in dem angeführten Zeitraum in Holland 547,987 Pf. für 3,477,520 Gulden, außer 117,000 Pf. Mokha- und Floretseide. Ferner an Salpeter 7,265,920 Pf., die in ihren Auctionen 1,935,370 Gulden galten. In manchen Jahren des letzten amerikanischen Krieges, wurden beim Salpeterverkauf 163 pro Cent gewonnen. Unter mehrern indischen Material- und Apothekerwaaren, verkaufte die Gesellschaft noch in Europa 85,000 Pf. Borax für 63,080 Gulden und 37,800 Pf. Schellack für 34,090 Gulden. Ihr Gewinnst in diesem Zeitraum, blos an bengalischen Produkten, stieg über sechs Millionen Gulden. Sie kosteten ihr, nach den Einkaufspreisen berechnet, zusammen 19,209,714, und galten in ihren europäischen Auctionen 25,479,000 Gulden.

Die Vestung Malacca auf der südlichen Spitze der Halbinsel, jenseit des Ganges zwischen den Reichen Johor und Pera belegen, ist das letzte Comtoir der Holländer auf dem festen Lande. Dazu gehört die kleine Insel Riouw, in der Straße von Malacca, welche die Holländer 1783 eroberten, und ein kleines Fort im Reiche Pera, bei einem Dorfe, Namens Tandjong Putus zur Beschützung ihres Zinnhan-

handels. Die Beschaffenheit dieser Besitzungen und des dortigen Handels ist nicht hinlänglich bekannt *), und in den weitläuftigen Acten der neuern indischen Untersuchungscommission findet sich darüber keine Nachricht. Malacca liegt im 2° 20′ nördl. Breite, und ist sehr gut bevestigt. In den Vorstädten wohnen sehr viel Portugiesen und Chinesen. Zu ihrem Gebiet, das gegen Süden bis an den Fluß Moar, und gegen Norden bis an Cap Rochado sich erstreckt, gehören verschiedene kleine Dörfer, deren Einwohner Maleien sind **). Jährlich kommt nur ein Fahrzeug von Batavia hieher, doch legen zuweilen die nach Bengalen bestimmten Schiffe bei Malacca an. In der Stadt wohnen etwa dreihundert holländische Familien, aber destomehr Maleien und Chinesen. Im Dienst der Gesellschaft stehen hier an 500 Europäer, davon 260 zum Militair und 129 zur Marine gehören. Letztere müssen auf einigen kleinen Fahrzeugen den Schleichhandel auf der Küste abwehren. Die Gegend um Malacca ist unfruchtbar, und erzeugt wenig Lebensbedürfnisse. Die Gesellschaft beherrscht durch diese Vestung die Straße oder Meerenge von Malacca,

*) Eschelskrons Beschreibung von Sumatra, S. 85. 92.

**) Bataviasche Verhandelingen, D. IV. S. 324 ꝛc.

lacca, die kaum vier Meilen Breite hat, aber von allen Schiffen befahren wird, die vom eigentlichen Indien nach China und den östlichen Inseln seegeln. Sie müssen der Gesellschaft Zoll bezahlen, der ihr aber von den Engländern verweigert wird. Der vornehmste Handelsartikel dieser Gegend ist Zinn. Sonst ward diese Ausfuhr auf 3 bis 400,000 Pfunde angeschlagen *). Sie hat sich aber in neuern Zeiten vermehrt, denn China erhält von hier durch die Holländer 30,000 Picol, jedes von 125 Pfund, und in Europa werden jährlich 500,000 Pfund verkauft **). Sonst werden aus Malacca noch Elefanten, Elfenbein, Kampfer, verschiedene Holzarten und unter diesen Masten, für die holländische Schiffswerfte auf Java, nebst Sago und etwas Gold ausgeführt. Der Goldhandel bereichert eigentlich die Officianten der Gesellschaft. Diese verhandelt dagegen Cattune, Opium, Zucker und Arrack, auch allerlei Waaren von China und Japan. Die jährlichen Ausgaben der Gesellschaft betrugen hier vor 1780 etwa 183,000, und ihre Einkünfte, die Handelsvortheile an Ort und Stelle mitgerechnet, 141,925 Gulden. In einzelnen Jahren, wie 1779, war freilich Malacca für die Gesellschaft weniger kostbar, und sie konnte da-

*) Huysers, S. 68.
**) Zaaken, D. 24. Lit. Y. N. 8.

damals mit der Einnahme von 162,520 Gulden ihre Ausgabe von 113,255 Gulden bestreiten. Indessen hat man Malacca schon immer für ein Lastcomtoir gehalten, wie der Gouverneur Mossel in seiner Schilderung der niederländischen Besitzungen in Indien längstens gezeigt hat.

Auf den indischen Inseln von Ceilon bis Neuguinea, besitzt die Gesellschaft ein Gebiet von größerem Umfange und von reichern Ertrage. Auf sehr vielen Inseln sind ihr die meisten einländischen Fürsten, oder doch die vornehmsten unterworfen. Diese Gegenden liefern zum Theil die kostbaren Gewürze, worauf weiland der ganze Handel der Gesellschaft gegründet war, und mit denen sie bis auf den heutigen Tag ausschließenden Handel treibt.

Das westlichste von diesen Eilanden ist Ceilon, dessen Größe man auf 167 Meilen von Norden nach Osten schätzt, denn die nördlichste Spitze liegt unter 9½, und die südlichste unter 6 Gr. nördlicher Breite. Die ganze Küste gehört seit 1766 nebst allen Seehäfen, den Holländern, und der Kaiser von Candy, der bisherige Landesregent, darf, nebst seinen Unterthanen, nur mit ihnen Handel treiben. Die Holländer haben ihr Gebiet unter drei Regierungen, Colombo, Jafnapatnam und Gale vertheilt. In Colombo, ihrer Hauptvestung, wohnt

wohnt der vornehmste Befehlshaber und Directeur der ganzen Insel. Die Stadt liegt an der südwestlichen Seite von Ceilon, und besteht aus zwei Abtheilungen, der Altstadt und der Vestung. Die erste ist eigentlich eine lange Gasse von 600 steinernen Häusern, darin sehr viele Catholiken wohnen. Hier blühet auch ein gutes Seminarium, worin theils junge Leute zu künftigen Seelsorgern für die indischen Besitzungen gebildet, theils in den Wissenschaften so weit gebracht werden, daß sie eine europäische Akademie beziehen können. Das sehr gut befestigte Kastel liegt an der Seeseite, aber der Hafen, den ein kleiner Meerbusen bildet, ist nicht für große Schiffe sicher, kann auch nur einige Monate im Jahr befahren werden. Die Straßen der Vestung sind lang und breit, und nach holländischer Mode mit Bäumen bepflanzt. Der Gouverneur bewohnt ein ansehnliches Gebäude. Hier liegt immer eine starke Besatzung oder der größte Theil der Truppen, deren sonst auf der Insel 2400 Mann gehalten wurden. Colombo liegt eigentlich in der Mitte der Caneelbüsche, die das Hauptprodukt der ganzen Insel liefern. Vier Meilen von dieser Stadt liegt die kleine Grenzvestung Cattune, wo sich das Gebiet des Kaisers, von den Ländern der Gesellschaft scheidet. Fünf Meilen nordwärts gehört zu diesem District noch die kleine Vestung **Nigombe**, welche aus 50 bis 80 Häu-

sern besteht. In ihrer Nachbarschaft wächst der beste Caneel, auch liefert sie viel Coir, oder Cokosfasern, woraus allerlei Schiffstaue, in Indien gemacht werden.

Jafnapatnam, auf der Nordseite der Insel, war sonst ein besonderes Königreich, und noch leben hier unter holländischen Schutz verschiedene Fürsten, die Wannias genannt werden. Der holländische Befehlshaber wohnt in der Vestung Jafna, die aber schlecht unterhalten wird. Zu diesem Distrikt gehört die Insel Manaar und die benachbarten Pferdeinseln, wo gute Stutereien seyn sollen. Auch haben die Holländer das Fort Hammenheil besetzt *).

Das Gebiet von Punto Gale, hat seinen Namen von einer Vestung auf der südlichen Küste im fruchtbaren Reiche Matura belegen. Gal heißt in der Landessprache ein Felsen. Kunst und Natur haben den Ort, der zwischen Bergen und Klippen liegt, gleich stark befestigt. Er besteht etwa aus 800 Häusern. Der dortige Hafen ist sicher und geräumig, und zwanzig Schiffe können darin bequem vor Anker liegen. Alle Schiffe, welche von Ceilon nach Europa seegeln, erhalten hier ihre Ladung, auch werden von hier die meisten Zeuge von Suratte,

*) Wolfs Reise nach Ceilon, 2. Th. S. 86.

und der malabarische Pfeffer nach Europa versandt. Von Colombo bis Gale rechnet man vier und zwanzig Meilen zu Lande, und zwanzig zur See.

Auf der östlichen Küste der Insel liegen noch folgende Seeplätze, die aber von der Gesellschaft weniger benutzt werden. Dahin gehört Trinconomale, an einem tiefen sehr geräumigen Meerbusen, in welchem die zahlreichste Flotte sicher ankern kann. Daher im letzten amerikanischen Kriege bald die Engländer, bald die Franzosen sich dieses Hafens bemeisterten. Die Vestung welche ihn beschützt, heißt Ostenburg. Achtzehn Meilen weiter liegt auf eben dieser Küste in einem fruchtbaren Striche Landes, die Veste Baticale, wo nur ein Lieutenant mit einer kleinen Besatzung in Garnison steht. Zum Gebiet von Ceilon hat die Gesellschaft noch einige Posten auf der südlichen Küste von Coromandel geschlagen. Hier treiben sie einigen Handel in Tutocoryn, ihrer Hauptvestung im Lande Tinevelly, in der Seestadt Kilkare, im Lande Marawar; ferner in Ponnecail, Manapaar, und Kap Comorin, die insgesammt einige Baumwollenwaaren liefern.

Von Ceilon aus versorgen die Holländer ganz Europa und Asien, fast ausschließlich mit Zimmt. Die Bäume, welche den besten liefern, werden unter ihrer Aufsicht in der Nachbar-

schaft

schaft von Colombo und Nigombo gezogen. Er wächst nur in Gebüschen, nicht in Waldungen; weil aber der geschälte Baum keinen Bast wieder ansetzt, so verdorrt er, sobald man ihm die Rinde genommen hat. Junge Bäume geben den besten Zimmt, sie dürfen aber vor dem dritten Jahre nicht geschält werden. Sonst pflegte die Gesellschaft hier 8 bis 10,000 Ballen, jeden zu 80 Pf. Zimmt zu gewinnen *). Allein seit dem letzten Kriege mit England sind jährlich nur 6 bis 7000 Ballen eingesammlet worden, daher man jetzt mehrere Zimmtplantagen angelegt hat, um das ehemahlige Quantum wieder auszuführen. Von der gegenwärtigen Erndte erhält Europa etwas mehr als die Hälfte, und jährlich werden von den verschiedenen Kammern 400,000 Pf. für zwei Millionen Gulden verkauft. Sonst konnte die Gesellschaft wol 600,000 Pf. absetzen. In Indien selber ist der Zimmthandel nicht von großem Belange, weil Zimmtbäume, auf der Küste Malabar, in Sumatra und mehrern Gegenden wachsen. Sie liefern aber eine viel schlechtere Rinde, indem die dortigen Eingebohrnen das Schälen des Bastes nicht recht verstehen sollen. Etwas Pfeffer wird hier ebenfalls gewonnen, doch nicht

*) Eschelskroon Beschreibung von Ceylon in polit. Journal von 1782. S. 126. Wolf. S. 86. Huysers S. 93.

nicht in der Menge, als ihn Malabar und Sumatra liefern, und wenn Ceylon 1 Million Pfunde Pfeffer nach Europa versandt hat, so war dieses malabarischer Pfeffer, der gewöhnlich über Ceylon nach Europa gehet. Cardemum ist auch ein ceilonisches Produkt, aber die ganze Ausfuhr von 1790 bestand nur in 4845 Pfund, doch glaubt man sie künftig auf 20,000 Pf. vermehren zu können. Caffee wächst in Nature, aber schwerlich wird diese Insel je so viel als Java liefern können, da ein Theil des dortigen holländischen Gebiets aus dürren Sandfeldern, oder sehr steinigtem Boden besteht, andere Gegenden auch sehr von austrocknenden Westwinden leiden, daher hat Ceylon in einzelnen Jahren nur 5000 Pf. versenden können. An der westlichen Küste werden, wie bei den Maldiven Cauries, oder Porcellainschnecken, gefunden, die in Bengalen und andern Gegenden von Indien als Scheidemünze dienen, auch im afrikanischen Negerhandel gangbare Waare sind. Ceylon exportirt jährlich 300,000 Pfunde, davon erhält Europa die Hälfte, und diese wird in den Auctionen der verschiedenen Kammern mit 40,000 Gulden bezahlt *). Außer andern Artikeln von geringerer Bedeutung führen die Holländer nach dem festen Lande und Java Elefanten aus, die von den Für-

*) Zaaken, D. 24. S. 124.

Fürsten im Gebiet von Jafnapatnam der Gesellschaft geliefert werden. In einzelnen Jahren werden wol hundert Stück verkauft. Ein erwachsener Elefant kostet auf der Stelle 2000 Rthlr. doch soll die Gesellschaft bei diesem Handel jährlich nur 50,000 Gulden gewinnen. Gute Pferde werden ebenfalls auf den kleinen nördlichen Inseln gezogen, und auf dem festen Lande verhandelt, wo Reitpferde in hohen Preise stehen. Die Perlenfischerei zwischen Manaar und Tutocoryn, hat die Gesellschaft seit einiger Zeit aufgegeben. Sie war schon lange nicht mehr so ergiebig, als in vorigen Zeiten, weil man den Austern nicht die rechte Zeit ließ, ihre gehörige Reife zu erlangen, und die Fischerei zu oft hintereinander verpachtete. Vor Ankunft der Portugiesen in diesen Gewässern, war die Fischerei nur alle zwanzig oder vier und zwanzig Jahre erlaubt. Die Portugiesen verkürzten die Zeit auf zehn Jahre, die Holländer hingegen ließen alle sieben bis acht Jahre fischen, weil sie von den Pächtern jährlich 100,000 Gulden zogen. Seit 1771 geriethen sie über den Perlenfang mit dem Nabob von Carnatic in Streit. Dieser bezwang damals den Radja von Maravar, eroberte dessen Hauptstadt, und machte allerlei Anforderungen an die Holländer, daher sie, um den Cattunhandel in diesen Gegenden nicht zu verlieren, sich nicht weiter mit dem Perlenfang befassen.

fassen. Bei dem allen kann Ceylon nie die Summen aufbringen, die dort für den Civil- und Militairetat nöthig sind, ungeachtet die Gesellschaft hier manche Handelsvortheile genießt, ihre Unterthanen auch mit Abgaben beschwert genug sind. Diese müssen unter andern, allen Cattun, der ihre ganze Kleidung ausmacht, vorher stempeln lassen, und für diesen Stempel — — bezahlen. Vor dem Kriege mit England berechnete die Gesellschaft ihre jährlichen Einkünfte auf 794 755, und ihre Ausgaben auf 1,345 761. Sie haben sich aber nachher beträchtlich vermehrt, so daß Ceylon der Gesellschaft 1786. 1,532,956 Gulden kostete.

Auf der Insel Sumatra gehören den Holländern nur einzelne Posten längs der Küste, denen zwei Vestungen zum Schutze dienen, wovon die untergeordneten Distrikte den Namen führen. Auf der westlichen Küste ist dieses die Vestung Padang, 3° 10′ nördl. Breite, im Reiche Menangcabo, eine Viertel Meile von der See. Dazu gehört auch Priamang, ein bloßer Posten unter den Stranddörfern, und Pulochinco, eine kleine Insel, wo die Gesellschaft eine mit Pallisaden besetzte Handelsloge hat. Sie unterhielt hier nur 272 Civil- und Militairpersonen, daher waren alle diese Posten im letzten Kriege mit England so wehrlos,

daß

daß fünf englische Chinafahrer 1781 sie mit einer geringen Mannschaft erobern konnten. Jährlich geht von Batavia ein Schiff hieher, das kaum für 200,000 Gulden Waaren am Bord hat. Von 1770 bis 1780 konnte man nicht mehr als 192,000 Gulden auf jedes Schiff rechnen. Zuweilen muß Batavia Baarschaften nach Padang übersenden, und in den vorher angeführten Zeitraum, erhielten diese Besitzungen 515,000 Gulden baar *). Die Waaren, welche die Gesellschaft auf der Westküste einzuhandeln pflegt, bestehen 1) in Pfeffer. Aber 2,600,000 Pf. die neuere englische Reisende hier ausführen lassen **), sind in keinem Jahre neuerer Zeiten dort eingehandelt worden. Hunter hat auch wahrscheinlich die gesammte Pfefferausfuhr von allen holländischen Niederlassungen auf Sumatra angeben wollen. Die gesammte Ausfuhr stieg in dem vorhergenannten Jahrzehend nicht über 2,400,000 Pfund, also jährlich nur 24,000 Pfund nach den detaillirten Berechnungen der Bewindhebber. 2) Gold, das von den Bergeinwohnern meist gegen Cattun eingetauscht wird. Dies scheint der wichtigste Ausfuhrartikel zu seyn, und man schlägt ihn jährlich auf 198,000 Gulden an, wo-

*) Zaaken, D 23. S. 293.
**) S. Hunters Journal of the transactions et Port Jackson, S. 440.

wofür in Coromandel wieder Baumwollenzeuge eingehandelt werden. 3) Kampfer, wovon zuweilen 162,000 Pfund nach Batavia gehen. 4) Sapanholz. Im Jahr 1790 wurden in Europa 82,920 Pf. verkauft. 5) Weihrauch. Die Gesellschaft führt aus Padang jährlich nur 1000 Pf. aus. Aber destomehr wird von Privatkaufleuten hier und in Baros eingehandelt. Diese Niederlassung, welche auch unter der Benennung von Sumatras Westküste bekannt ist, fällt der Gesellschaft sehr zur Last. Von 1770 bis 1780 gewann sie durch den Handel und Abgaben 781,121 Gulden jährlich, ihre Ausgaben stiegen aber auf 898,625 G. Man wird daher den Handel nach der ganzen Westküste Privatkaufleuten gegen eine Recognition überlassen. Die Engländer, welche hier verschiedene Handelsplätze besitzen, haben die Holländer aus verschiedenen Reichen ganz verdrängt, und vorzüglich den Handel mit Opium und Cattun an sich gerissen.

Palembang, das zweite holländische Comtoir auf Sumatra, liegt auf der Ost-Küste im Reiche Palembang. Der König ist auch Herr der benachbarten Insel Banca, und muß der Gesellschaft alles, was seine Länder an Zinn und Pfeffer liefern, zu festgesetzten Preisen überlassen. Die Insel Banca scheint ganz aus Zinnerz zu bestehen. Hier sind sieben Zinnberg-

werke, die von Chinesen bearbeitet werden. Sie liefern dem Könige 125 Pfunde oder ein Picol Zinn zu fünf Reichsthaler; die Holländer dagegen müssen ihm das Picol mit 13 bis 15 Thaler bezahlen, und erhalten jährlich 25,000 Picol. Pfeffer wird hier mehr als in Padang eingehandelt, die dortigen Einwohner liefern der Gesellschaft jährlich anderthalb bis zwei Mill. Pfunde, und sie bezahlt auf der Stelle das Pfund mit zwei Stüver. Auch kauft sie hier Bindrottings und spanische Röhre, zuweilen auch Diamanten. Die Gesellschaft läßt ihren Handel auf diesem Platze durch 115 Bedienten besorgen, und hat bei etwa 6600 Gulden Einkünfte hier jährlich 60,600 Gulden Ausgaben.

Auf der Insel Java liegt der Hauptort des niederländischen Indien die Stadt Batavia, der Sitz der indischen Regierung, und der Mittelpunkt des ganzen indischen Handels. Die Gesellschaft ist gewissermaßen völliger Oberherr dieser 2400 Quadratmeilen großen Insel, auf welcher nach den neuesten Nachrichten 2,029,915 Einwohner leben sollen *), doch eigentlich hat sie hier nur die Nordküste besetzt, wo die Landesfürsten als ihre Vasallen holländische Be-

*) Verhandlingen van het Bataviasch Genootschap D. III. S. 427.

Besatzungen in ihrem Gebiet dulden müssen, und der Gesellschaft den Handel überlassen haben. Sie hat hier ihr ganzes Gebiet in folgende vier Provinzen vertheilt.

Die erste ist das Königreich Bantam, auf der westlichen Seite der Insel. Es hat seinen eigenen Fürsten, der einen Theil von Sumatra und Borneo, auch alle Inseln in der Straße Sunda beherrscht. Er bewohnt in der Nachbarschaft der Stadt Bantam das Schloß Diamant, das eine holländische Garnison von hundert Mann besetzt hält. Die Vestung Speelwick ist der vornehmste Ort dieser Provinz; hier hält sich der holländische Befehlshaber und die übrige Dienerschaft der Compagnie auf, die gemeinhin aus 282 Köpfen besteht; das Militair ist außer der Vestung auf verschiedene Posten im Reiche Bantam, und der gegenüber liegenden Küste von Sumatra vertheilt. Der König von Bantam muß allen Pfeffer, der in seinen Staaten wächst, der Gesellschaft, das Pfund zu drittehalb Stüver, überlassen, und er verkauft ihr jährlich an drei Millionen Pfunde. Alle diese Posten kosten jährlich über 60,000 Gulden, ihre dortigen Einkünfte kann sie aber nicht höher als etwa 8600 Gulden anschlagen.

Zweitens besitzt die Gesellschaft das Königreich Jacatra, das von ihr schon 1619 erobert ward. Darin liegt die reiche Handelsstadt Batavia, daher auch dies Gebiet nach der Hauptstadt benannt wird. Batavia besteht aus 2500 Häusern, außer vielen ansehnlichen öffentlichen Gebäuden. Ihre Bevölkerung aber, ungeachtet die Einwohner verschiedentlich gezählt sind, ist unbekannt, und sie wird von einigen auf 160,000, von andern auf 110,000 Seelen berechnet *). Für den Handel mit Europa und

*) Im zweiten Bande der Schriften der batavischen Gesellschaft S. 61. werden die Einwohner von Batavia und ihrer Vorstädte um 1779 folgendermaßen angegeben: Bediente der Gesellschaft und europäische Bürger 1138; indische Christen von verschiedenen Nationen 895; Chinesen 22,000. (Capitain Hunter in seinem Journal of the Transactions at Pont Jackson, S. 436. nimmt gar 200,000 Chinesen in Batavia und den Vorstädten an;) Ferner Malayen, Javanen und andere Einwohner 68,000; Sklaven 17,000, zusammen 129,000 Seelen. Im Jahr 1778 war die Todtenliste dieser Stadt 4228 Personen. Diese bestanden in 133 Holländern und Europäern, 589 indischen und portugiesischen Christen, 731 Chinesen, 1177 Maleien, Javanen, Macasseran ꝛc. und 1598 Sklaven. Verhandl. van het Bataviasch Genootschap, D. III. S. 425. Huysers S. 3.

und Asien zieht die Gesellschaft hier sehr viele Produkte, und in Europa wurden 1778 folgende verkauft, die Jacatra allein geliefert hatte: Zwei Millionen Pfunde Zucker, (ganz Java liefert etwa viermal so viel Zucker zum auswärtigen Debit *), eben so viel Caffee, 500,000 Pfund Pfeffer, 10,000 Pfund eingemachten Ingwer, hundert Legger Arrac, der in Batavia von besonderer Güte gebrannt wird. Ein Legger enthält 409 Kannen. Etwas Indigo, aber diese Manufaktur hat noch keinen großen Fortgang, und auf der ganzen Insel werden jährlich etwa 18,000 Pfunde gewonnen. Batavia, nebst allen übrigen Posten in Jacatra, kostet der Gesellschaft beträchtliche Summen. Sie hatte hier von 1770 bis 1780 1,794,237 Gulden jährliche Einkünfte, aber auch 2,951,024 Gulden Ausgaben.

Drittens, das Königreich Cheribon. Der dortige Landesfürst oder Sultan ist der Gesellschaft unterworfen, und sie schützt ihre Herrschaft durch die Vestung Bescherming. Diese gegen Westen mit Jacatra gränzende Provinz, ist sehr fruchtbar und liefert jährlich 1000 Lasten Reis, der theils nach den Gewürzinseln, theils nach Ceylon und den Vorgebürge der guten Hoffnung verführt wird. Ferner

*) Verhandlingen. D. I. S. 255.

ner eine Million Pfunde Zucker, 1,200,000 Pf. Caffee, und an Baumwollengarn 30,000 Pfund. Die Einwohner berechnet man auf 900,000 Seelen, außer den Officianten der Gesellschaft, die 98 Civil- und Militairpersonen ausmachen. Die Einkünfte von Cheribon betragen jährlich 40,829, die Ausgaben aber nur 18,935 Gulden.

Viertens, Javas Ostküste, oder die Provinz Samarang. Sie führt ihren Namen von einer ansehnlichen gut gebauten Stadt, wo sich der holländische Befehlshaber aufhält. Die Insel Madura gehört zu dieser Provinz. Der Oberherr dieses 1450 Quadratmeilen großen Landes, der Kaiser von Java, oder von Mataran, seiner ehemaligen Hauptstadt, ist, nebst einem andern Fürsten, die Samarang unter sich getheilt haben, ein Vasal der Gesellschaft, und diese hat alle Seeplätze besetzt. In Rembang, einen von diesen Häfen, werden aus dem dortigen Holze für ihre Rechnung Schiffe gebauet. Wegen der zahlreichen Dienerschaft, die aus 1356 Militair- und 689 Civilpersonen besteht, ist Samarang eine kostbare Niederlassung, die sich aber mit ihren Einkünften erhält. Diese betragen jährlich 419,224, und die gewöhnlichen Ausgaben 346,744 Gulden.

Aus dieser kurzen Schilderung erhellt die Wichtigkeit von Java für die Compagnie und ihren Handel mit den dortigen Produkten. Blos für den europäischen Handel liefert Java nach den neuesten Berechnungen der Gesellschaft, zehn Millionen Pf. Caffee, am Werth 4,687,500 Gulden; anderthalb Millionen Pfunde Zucker, 348,750 Gulden. Ferner 18,000 Pf. Indigo, 69,840 Gulden, nebst 65,000 Pf. Baumwollengarn, 64,000 Pf. Sapanholz, 93,000 Pf. Curcuma. An javanischen Pfeffer werden in Europa jährlich 2 Millionen Pfunde für 1,200,000 Gulden verkauft.

Auf der großen Insel Borneo haben die Europäer, aller Versuche ungeachtet, nicht festen Fuß fassen können. Die Größe der Insel, die man auf 13,400 Quadratmeilen schätzt, die Rohheit der Einwohner, und die Schwierigkeiten das Innere des Landes zu untersuchen, haben alle Bemühungen vereitelt, und wir wissen im Ganzen wenig mehr, als was einzelne Reisende hin und wieder an der Küste bemerkt haben *). Auch die Holländer haben kein bes-

ser

*) Die besten und sichersten Beschreibungen von Borneo haben Bekmann und Rademaker geliefert. Beide sind im zehnten Bande meiner neuen Beiträge übersetzt worden.

ser Glück gehabt, und erst 1747 gelang es ihnen auf der südlichen Küste, beständige Handelsniederlagen zu erhalten. Diese heißen Banjermassing oder das Fort Tatas und Landak oder Puntiana. Tatas liegt an dem Flusse Banjermassing, unter dem dritten Grad südlicher Breite, ist aber nur mit 25 Soldaten besetzt. Der Handel hier ist meist in den Händen der Chinesen, doch liefert der Sultan von Banjermassing der Compagnie jährlich 6000 Centn. Pfeffer, das Pfund zu 3 Stüver. Die übrigen hier vorkommenden Waaren sind Goldstaub, aber meist von schlechtem Gehalt, den die Holländer gegen Reis von Java und Salz eintauschen. Diamanten, die aber nicht in großer Menge und mit so vieler Mühe gesammlet werden, daß nur Wilde, deren Zeit ganz und gar keinen Werth hat, und die so wenig in einem so heißen Himmelsstrich brauchen, sich mit dieser mißlichen Arbeit beschäftigen können. Zehn bis zwölf Mann arbeiten oft einen ganzen Monat in den Diamantgruben, und finden in dieser Zeit kaum so viel Edelsteine, die zwanzig Piaster werth sind. Ferner spanische Röhre, Bezoar, Drachenblut, indische Vogelnester von der besten Sorte. Diese den Namen nach bekannte Leckerei, welche die Klippen um Java, Borneo, Ternate, und der benachbarten Inseln in großer Menge erzeugen, wird, nach

Hoop=

Hoeymann *), von einer Art Seeschwalben, die nach ihrem Wohnort verschiedene Namen haben, in den Klüften und Hölen der Klippen zu Stande gebracht. Sie sollen sie blos aus ihrer Nahrung, und nicht, wie man bisher geglaubt hat, aus Seeschaum oder andern gesammelten Seepflanzen, verfertigen. Die Nester bestehen aus einer gummiartigen Substanz; die beste Sorte ist weiß und durchsichtig, andere von grauer und röthlicher Farbe. Jedes hält ein Loth an Gewicht, und hat etwa 3 Zoll im Durchschnitt. Sie werden vorzüglich in China gesucht, und die in Batavia wohnenden Chinesen bezahlen das Picol mit acht bis vierzehnhundert Reichsthaler. Außer diesen werden von den Holländern hier Sago, spanische Röhre, Wachs, nebst mehrern Waaren eingehandelt. Banjermassing ist ebenfalls ein Lastcomtoir, denn die Gesellschaft muß auf diesem Posten bei der geringen Einnahme von 3180, gewöhnlich alle Jahre 16,812 Gulden verwenden.

Landac, der zweite Handelsposten auf Borneo, liegt am Flusse Puntiana, unter 35″ nördl. Breite. Die Gesellschaft hat sich hier erst 1778 festgesetzt, und hält hier 40 Personen

*) Beschryving der Vogelneſtjeſtjes. Batav. Verhandl. D. III. S. 145.

nen in einer kleinen Loge. Sie gewinnt hier blos 2289 Gulden durch den Leinwand- und Reishandel mit den Eingebohrnen, hat aber jährlich 9782 Ausgaben. Noch ist die Ausfuhr von keinem großen Belange, und außer den vorhergenannten Produkten, werden 4300 Pfund Kampfer exportirt, wovon 125 Pfund oder das Picol an Ort und Stelle 3200 Rthlr. kosten.

Nach langen Kriegen haben sich die Holländer auch auf Celebes und den benachbarten kleinern Inseln festgesetzt, die von verschiedenen Fürsten regiert werden. Auf Celebes, das 3650 Quadratmeilen enthält, und zwei bis drei Millionen Einwohner haben soll, ist Fort Rotterdam die Hauptvestung an einer sehr sichern Rhede. Sie liegt auf der westlichen Küste der Insel, in dem ehemaligen Reiche Macassar, das jetzt Goa genannt wird, unter 5° 7′ südlicher Breite. Die Gesellschaft hält hin und wieder auf der Küste mehrere Posten, wie Fort Amsterdam im Reiche Bulan, welches aber zu Ternate gerechnet wird. Dreißig Meilen davon werden von den Inländern Goldminen bearbeitet, so wie in andern Gegenden der Insel. Nach englischen Nachrichten soll die Gesellschaft aus Celebes jährlich 21,000 Tails, oder 124,000 Pf. St. an Gold ausführen. Die Schanze Carolina, im Reiche

Bule-

Bulecombe, ist der Sitz eines holländischen Unterkaufmanns, auf der südlichen Küste von Celebes. Diese Gegend liefert sehr viel Reis, welcher nach den Gewürzinseln verschifft wird. Die kleine Vestung Bonthain, im Reiche dieses Namens, steht unter Fort Rotterdam. Das Fort Defensie, auf der Insel Saleier ebenfalls, deren Einwohner sehr viel blau und weiß gestreifte Zeuge verfertigen, welche auf der Halbinsel Malacca und andern indischen Gegenden guten Abgang finden, und von den Eingebohrnen mit eignen Fahrzeugen überall verführt werden. In der Meerenge von Saleier kreuzen beständig holländische Fahrzeuge, um den Schleichhandel mit den Gewürzinseln zu verhindern. Zum Gebiet von Macassar rechnen die Holländer noch Bima, auf der Insel Sumbauwa, die in sechs kleine Reiche vertheilt ist, die dortigen Fürsten stehen sämmtlich unter dem Schutz der Gesellschaft. Bima ist eins von diesen Reichen, und von hier werden die Produkte der ganzen Insel weiter verführt, vorzüglich gutes Sapanholz, und in größerer Menge als aus andern holländischen Besitzungen. Im Jahr 1778 wurden in den europäischen Auctionen 580,000 und 1790. 379,550 Pf. verkauft. Sonst ist in Celebes auch ein berühmter Sklavenmarkt für Batavia, der Handel ist aber größtentheils in den Händen der holländischen Einwohner vom Fort Rotterdam. Viele

Skla=

Sklaven werden von Neuguinea hergeführt. Diese sind so wohlfeil, daß man hier und in Banda einen Sklaven für 10 bis 12 Rthlr. erhandelt. Weil Celebes gut bevölkert, und in verschiedene Reiche vertheilt ist, die Einwohner ein muthiges, kriegerisches Volk sind, daß nur mit großem Widerwillen die fremde Herrschaft erträgt, so muß die Gesellschaft hier viel Truppen und andere Officianten halten. Ihre Anzahl steigt gewöhnlich über 850 Personen, deren Erhaltung nie mit dem Ertrage der dortigen Besitzungen, dem Tribut der verschiedenen Fürsten, und den Handelsvortheilen bestritten werden kann. Daher hat Macassar, das freilich den Besitz der Gewürzinseln deckt, von 1770 bis 1780 jährlich 155,736 Gulden gekostet. Die jährliche Einnahme dagegen war in dieser Periode nur 76,878 Gulden.

Zur Erhaltung des Monopols der feinern Gewürze, die nur auf Amboina und Banda wachsen, hat die Gesellschaft, außer Celebes, noch verschiedene Inseln besetzt, und in folgende vier Gouvernements vertheilt.

Das erste von diesen heißt Amboina, aus eilf Inseln von verschiedener Größe bestehend. Die vornehmste ist Amboina, der Sitz der holländischen Regierung, 20 Quadratmeilen groß, und von 64,000 Seelen bewohnt. Außer den

Ein=

Eingebohrnen, die schon 1681 völlig bezwungen wurden, wohnen hier viele Chinesen, die in großer Menge sich überall auf den holländischen Inseln mit dem Landbau, verschiedenen Manufakturen und dem kleinen Handel nähren. Auf dieser fruchtbaren Insel, welche den Einwohnern Lebensmittel aller Art überflüssig liefert, liegt die holländische Vestung Victoria in der Nähe der Stadt Ambon unter 4° 2′ südlicher Breite. Die Stadt besteht aus tausend Häusern außer den öffentlichen Gebäuden. Die Gesellschaft hält hier mehrere Posten, wie Fort Leiden, Hila, Larika, besetzt. Die zweite Insel heißt Buro, hier dürfen keine Nelken, das Hauptprodukt dieses Gouvernements, wachsen. Sie hat etwa 6000 Einwohner, und wird durch eine kleine Schanze, Namens Defensie vertheidigt. 3) Amblauw; hier sind ebenfalls alle Nelkenbäume ausgerottet, und die bis auf 200 Köpfe geschmolzenen Einwohner, nähren sich blos von Sago. Ein holländischer Corporal hält hier mit vier Mann die Einwohner in Ordnung. 4) Manipa, hier besitzt die Gesellschaft die kleine Vestung Wantrauw. Die Einwohner, etwa 800 Seelen, haben ihre Wohnungen in der Nachbarschaft derselben aufschlagen müssen. 5) Kelang, wo auch alle Gewürzbäume ausgerottet sind. Die Compagnie hält hier nur einen Flaggenstock und einen Wächter dabei, zum Zeichen ihres Eigenthums.

6) Bo=

6) Bonoa darf ebenfalls keine Nelken erzeugen. Die Einwohner sind in vorigen Zeiten größtentheils ausgerottet, oder nach Manipa verpflanzt, doch sollen hier noch etwa 1000 Seelen vorhanden seyn. 7) Ceram Laut ist unbewohnt, und ohne Nelkengärten, welche in der dortigen Sprache Dussons heißen. 8) Nussa Laut, zieht viel Nelken, und ist daher mit einer Vestung, Namens Bewerwyk versehen. 9) Honimoa. Der holländische Resident, der das Einsammlen der Nelken besorgen muß, hält sich, nebst einiger Mannschaft, in der Vestung Duurstede auf. 10) Ceram ist die größte von allen Amboinen, aber die Holländer haben nur einige Einwohner des Seestrandes bezwungen. Bei weitem der größte Theil, lebt mit ihnen in beständiger Fehde, treibt Schleichhandel mit Gewürzen, oder zieht diese in dem Innern der Insel, wohin die holländischen Streifpartheien selten kommen, welche jährlich unter Anführung des Gouverneurs von Amboina, Ceram besuchen müssen, um dort alle Gewürzbäume auszurotten. 11) Oma oder Boangbasie; hier werden sehr gute Nelkenbäume gezogen, daher die Gesellschaft hier auch die Vestung Seelandia, und einige kleinere Posten besetzt hält.

Die Nelkenbäume werden in Amboina, Oma und einigen andern Inseln gezogen. Jetzt

zählt man 4000 Gärten, deren jeder 125 Bäume enthält. Man kann also überhaupt 500,000 Nelkenbäume annehmen. Jeder Baum trägt 2 bis drittehalb Pfunde Nelken. Reichliche Erndten liefern also wol eine Million Pfunde. Doch sind die Jahre sehr verschieden, zuweilen mißräth die ganze Erndte, daher die Compagnie immer einen ansehnlichen Vorrath in ihren Magazinen für schlechte Erndten aufbewahrt. Der Verkauf in Europa ist nicht alle Jahre gleich, und das Jahr 1714 in diesem Jahrhundert das einträglichste gewesen. Damals wurden von allen Kammern 435,427 Pf. Nelken verauctionirt, hingegen 1758 nur 200,000 Pf., 1778. 234,271, und 1788 wieder 400,000 Pfunde. Seitdem ist dieser Handel wieder etwas gefallen, und der Verkauf ward 1793 auf 250,000 Pfunde bestimmt, die zu 812,500 Gulden angeschlagen wurden. In Batavia und den dazu gehörigen Niederlassungen werden jährlich nur 150 bis 200,000 Pf. zu gleichem Preise wie in Holland, das Pfund zu 3 Guld. 5 St. verkauft. Wie viel nach China und Japan versandt werden, ist nicht bekannt, nach englischen Nachrichten soll die Compagnie jährlich nicht mehr als 275 Pf. nach Japan exportiren. Dies Gouvernement kostet der Gesellschaft jährlich 267,447 Gulden, bei der geringen Einnahme von 64,077 Gulden.

Das

Das Gouvernement Banda, wozu sechs bewohnte und vier wüste Inseln gehören. Auf vier der erstern werden Muscatbäume gezogen, die auf den andern und mehrern benachbarten, wie Ternate, Tidore, von den Holländern ausgerottet sind. Sie heißen Neira, Lonthoir Banda, Ay und Rhun, und bringen, außer Muscatennüssen und Blüten, so wenig hervor, das jährlich drei Schiffe mit Reis beladen von Samarang aus die Einwohner versorgen müssen. Neira, der Sitz der niederländischen Regierung unter 4° 30′ südlicher Breite, wird durch zwei Vestungen Belgica und Nassau beschützt. Beide bestreichen eine geräumige Rhede, wo Schiffe, groß und klein, sichern Ankerplatz finden. Die Lage von Belgica ist so gut gewählt, daß eine Besatzung von 400 Mann, mit hinlänglichen Lebensmitteln versehen, jeden Feind abhalten kann. Auf Lonthoir hält die Gesellschaft zwei Residentschaften in Wayer und Urien, und auf den andern einzelne Postirungen. Sie besoldet hier 514 Europäer, davon 318 zu ihren Militair gehören. Die Muscatbäume werden in besondern Gärten oder Perken gezogen, daher ihre Eigenthümer Perkeniers heißen. Die jährliche Erndte an Muscatennüssen ist etwa 800,000 Pfunde, davon Lonthoir gewöhnlich 600,000, Neira 80,000 und Ay 120,000 Pfunde zu einem bestimmten Preise liefern, der aber seit 1782, weil die

In-

Inseln durch einen heftigen Orcan verwüstet waren, das Pf. auf $3\frac{1}{2}$ Stüver festgesetzt ist. Nach Europa werden die meisten Nüsse versandt. Am meisten wurden 1734 verkauft, nemlich: 280,964 Pf. Im Jahre 1758 nur 241,427 Pf. und 1778. 264,189 Pf. In neuern Jahren sind 250,000 Pf. die größte Quantität gewesen. In Indien ist der Absatz geringer, man schätzt ihn nur auf 110,000 Pf. Eben dieser Gewürzbaum liefert auch die Muscatenblüte (Foelie), die aus dem zarten Gewebe besteht, welches die harte Nußschaale umgiebt. Im Ganzen ist die Erndte geringe, und alle Inseln versenden etwa 170,000 Pfunde nach Batavia. Davon werden in Europa selten einmal 100,000 Pfund verkauft *). Nemlich:

1775	90,000 Pf.	1778	85,000 Pf.
1776	100,000 —	1779	80,000 —
1777	80,000 —	1780	80,000 —

und in den neuesten Jahren seit 1790 berechnet die Gesellschaft ihren Verkauf auf 85,000 Pf. In Indien scheint dies Gewürz wenig gesucht zu werden, und außerdem, was Batavia und die andern Inseln verbrauchen, sind jährlich auf dem festen Lande etwa 8300 Pf. verkauft worden. Die Ausgaben der Gesellschaft für Banda sind

*) Batavia, D. IV. S. 149.

sind wegen der vielen Posten sehr ansehnlich, die sie zur Abhaltung des Schleichhandels besetzen muß, und verhielten sich vor dem letzten Kriege zur Einnahme, wie 184,834 zu 17,855 Gulden.

Das Gouvernement Ternate besteht aus den alten Molucken oder den ehemaligen Gewürzinseln, und einen Theil der Ost-Küste von Celebes. Die dazu gehörigen Inseln grenzen mit Gilolo, und bestehen, außer Ternate, in Tidore, Mutir, Machian und Batsian, deren Könige der Gesellschaft unterworfen sind, und von ihr ein und abgesetzt werden, wie die Könige von Tidor und Batsian noch 1778 erfuhren. Sie bekommen aber für die Versicherung, alle Gewürze in ihrem Gebiete auszurotten, kleine Pensionen, die für alle jährlich 32,250 Gulden ausmachen. Von diesen Fürsten ist der von Ternate der mächtigste. Er muß sich auf dieser Insel aufhalten, wo die Gesellschaft zur Beschützung ihres Handels, und die Fahrt nach den Gewürzinseln zu verhindern, die starke Vestung Oranien besitzt, und hier an europäischen Militair- und Civilbeamten über 800 Personen unterhält. Um Ternate mit Lebensmitteln zu versorgen, sind zu diesem Gouvernement die holländischen Posten Manado (Fort Rotterdam) und Gorentalo, auf der Ostküste von Celebes geschlagen, die, außer Reis, auch Goldstaub

dort-

dorthin versenden. Da die Gesellschaft diese Besitzungen nicht des Handels wegen, sondern um andere von den Molucken abzuhalten, erobert hat, und hier viele Mannschaft erfordert wird, die Einwohner in Gehorsam zu erhalten, so ist ihre Einnahme ebenfalls unbedeutend, die Ausgabe hingegen desto größer. Von 1770 bis 1780 war erstere jährlich 83,219, die letztere hingegen 214,014 Gulden.

Noch gehört der Gesellschaft ein Theil der Insel Timor, Neuholland gegen Norden, welche, seitdem Großbrittanien in jenem großen Lande Colonisten angesetzt hat, von brittischen Schiffen häufiger als sonst besucht wird. Timor liegt unter 10 Gr. südlicher Breite, und enthält in der Länge etwa 75, in der Breite aber 16 bis 17 Meilen. Die Küste ist steil und bis auf wenige Plätze, großen Schiffen gefährlich. Der größte Theil der Insel besteht aus dichten Waldungen und ist daher wenig bewohnt. Die Einwohner leben unter verschiedenen kleinen Königen, die zum Theil mit den Holländern in Verbindung stehen, zum Theil von den Portugiesen abhängen, denen auf Timor die Vestung Dilil, mit einer guten sichern Rhede gehört, zum Theil von beiden unabhängig leben. Die Holländer haben sich auf der nordöstlichen Küste ausgebreitet, und dort das Fort Concordia, dicht am Meeresufer, bei den

Flecken Coupang, erbauet. Hier wohnen die Officianten der Gesellschaft, die, wenn sie vollzählig sind, 70 Personen ausmachen. Auch sind die Chinesen hier zahlreich, die mit den Eingebohrnen einigen Handel treiben. Jährlich seegelt von Batavia ein Schiff hieher, die Niederlassung mit Waaren zum Handel und allerlei Bedürfnissen zu versehen, und die wenigen Produkte der Insel abzuholen. Sie bestehen in Sklaven, die man in Batavia und Banda vorzüglich sucht. Ferner in Sandelholz, von der besten Sorte, liefert die ganze Insel jährlich fünf bis sechstausend Centner, und in Wachs, das die mit Holländern verbundene Fürsten, als Tribut bringen müssen. Zum Gouvernement Timor rechnen die Holländer verschiedene benachbarte Inseln, wie Kambing, Retty, Savo, Solor und Sumba, wo sie einigen Handel treiben; doch macht ihnen Portugal die Herrschaft über Solor streitig. Der Gewinn davon setzt die Gesellschaft in den Stand, die Unterhaltungskosten von Timor zu bestreiten. Diese betragen jährlich 16,812 Gulden und etwa eben so viel ihre ganze dortige Einnahme.

Ungeachtet der holländische Handel nach Japan mehr die Bedienten der Gesellschaft als ihre Kasse bereichert, und diese nur unter harten Einschränkungen geduldet werden, so

wird ihre Handelsniederlage auf der kleinen Insel Desima, doch unter ihre indischen Besitzungen aufgeführt. Desima ist durch eine Brücke mit der Handelsstadt Nangasaki verbunden, wohin die Holländer aber nur auf besondere Erlaubniß und unter beständiger Begleitung gelassen werden. Dort leben Jahr aus Jahr ein in beständiger Gefangenschaft, vierzehn bis funfzehn Europäer, von denen einige Ober- und Unterkaufleute sind, nebst einigen Matrosen, nnd werden von Zeit zu Zeit abgelößt. Der Handel von Japan war ehedem viel vortheilhafter als in unsern Tagen, weil die Holländer dieses Reich auch mit Waaren von China, Tunkin, und andern indischen Reichen versorgten. Er ward vorzüglich von Formosa ausgetrieben, und beschäftigte zuweilen neun und zwanzig Fahrzeuge *). Jetzt gehen nur zwei Schiffe jährlich nach Japan. Sie seegeln im Junius von Batavia ab, und kehren im Januar wieder zurück. Niederländische Schriftsteller geben die Waaren nur allgemein an, welche die Gesellschaft nach Japan ausführt; aber aus englischen Nachrichten wissen wir die Ladung eines solchen Schiffs genauer. Es hat gewöhnlich, außer Zinn und Blei,

5306

*) Three Reports concerning the export trade from Great Brittain, to the East Indies, China and Japan, S. 110.

5306 Picols Zucker, 206 Pic. Sapanholz, 50 Pic. Flintensteine, 20 Pic. Pfeffer, und außer Gewürzen, Elfenbein, Quecksilber, einige wenige Wollenwaaren am Bord. Zuweilen werden noch Spiegel eingeführt; auch darf die Equipage für ihre Rechnung manche kleine Artikel mitnehmen *). Der Vorschrift nach dürfen beide Schiffe nicht über 300,000 Tails einführen, die etwa 500,000 Gulden betragen. An der Ausfuhr wird aber mehr gewonnen, und jedes Schiff bringt nach eben diesen Nachrichten, die 1793 dem brittischen Geheimenrath vorgelegt wurden, folgende Waaren zurück, Kupfer 460,000 Cattis, hundert gehen auf ein Picol. Das japanische Kupfer besteht aus kleinen Stäben, jeder $\frac{1}{3}$ Pf. schwer und wird in Kisten gepackt, die ein Picol wiegen. Eine solche Kiste bezahlt die Gesellschaft in Desima mit 31 Gulden, und verkauft sie in Bengalen und Coromandel für 90 bis 91 Gulden. Beide Schiffe sollen jährlich acht bis neuntausend Kisten zurückbringen, welches mit obiger Angabe genau übereinstimmt. Das meiste versendet die Gesellschaft nach dem festen Lande von Indien. Vor 1780 verkaufte sie hier jährlich 7670 Centner, und gewann bei diesem Handel, nach Abzug aller Kosten, 389,000 Gulden **).

Jedes

*) Threu Reports, S. 129.
**) Zaaken, D. 23. S. 7.

Jedes Schiff hat ferner geladen: 8500 Cattis Kampher, 100 Stück lackirte Waaren, 2330 Stück seidene Zeuge, 190 seidene Schlafröcke, 51,400 Stück allerlei Porcellain, 2720 Cattis Thee, 50 Ballen Reis, und 347 Singipflanzen. Ich bin ungewiß, ob dieser letzte Artikel nicht vielleicht die Ninsiwurzel ist (Ginseng), die aber nach Thunberg von den Holländern eingeführt wird. Die holländischen Schiffe bringen auch etwas Soja mit, eine Sauce, aus gekochten Bohnen, gebrannten Weizen, Salz und Wasser verfertigt *), welche in Indien und Europa an verschiedenen Speisen gebraucht wird. Der Verbrauch ist in Europa geringe, und in ihren neuesten Auctionen sind nie über 120 Flaschen Soja feil geboten. Die Kosten des dortigen Comtoirs werden meist mit den Handelsvortheilen der in Japan verkauften Waaren bestritten, sie steigen wegen der Gesandtschaft, welche die Compagnie alle Jahre mit Geschenken nach Jedo der Hauptstadt schicken muß, jährlich auf 143,515 Gulden, dagegen sie bisher an Ort und Stelle im japanischen Handel 112,860 Gulden zu gewinnen pflegte.

Nach China handelt die Gesellschaft jährlich mit vier oder höchstens fünf Schiffen, die,

wie

*) Batav. Verhandl. D. III. S. 246.

wie alle europäischen Chinafahrer, in Canton ausladen. Außerdem gehen directe von China alle Jahre eine Menge chinesischer Fahrzeuge mit allerlei Waaren beladen nach Batavia. Seit 1756 wird der Handel zwischen den Niederlanden und China, nicht wie der indische von den verschiedenen Kammern betrieben, sondern er steht unter der Aufsicht eines engern Ausschusses der beiden Kammern Amsterdam und Seeland, welche der jährlichen allgemeinen Versammlung im Haag, oder dem Collegium der Zehner von ihren Geschäften Rechnung ablegen müssen *). Die von dieser chinesischen Handelsdirection in Holland ausgerüsteten Schiffe, berühren Batavia, um dort verschiedene Waaren einzunehmen, welche in 30,000 Picols Zinn, und 600,000 Pfund Pfeffer, etwas Gewürz und einigen andern Artikeln bestehen. Was sie an feinen Specereien gewinnt, wird zu Bestreitung der Besoldungen der Factorie in Kanton und anderer Ausgaben verwandt. Ueberdem nehmen diese Schiffe baar 13 bis 1,400,000 Gulden mit, so daß die Gesellschaft jährlich an Geld und Waaren, 3,247,000 Gulden nach China versendet. Von europäischen Gütern braucht, wie bekannt, China sehr wenig, weil der Handel nach den nördlichen Provinzen, wo unsere Wol-

*) Koophandel van Amsterdam, D. II. S. 49.

Wollenwaaren guten Absatz finden würden, so gut als verschlossen ist. Sonst hatten die Holländer in Canton guten Gewinn an ihren Camelotten. Diese sind seit 1789 von den Engländern so gut nachgeahmt worden, daß ihre Ausfuhr dieser Wollenwaaren sich nicht nur jährlich vermehrt, sondern erstere auch Hoffnung haben, den Holländern diesen kleinen Handelszweig völlig zu entreißen *). Die Retourwaaren sind die gewöhnlichen chinesischen Produkte, die in den Niederlanden seit 1793 für 4,600,000 Guld. verkauft sind. Ein jeder Chinafahrer bringt gewöhnlich für 700,000 bis 850,009 Gulden zurück, die ganze Ladung nach den Einkaufspreisen in Canton berechnet. Diese chinesischen Retourwaaren kann man aus folgender, von den Commissarien bekannt gemachten Liste ersehen, welche 1789 mit zwei Schiffen angekommen waren. Sie hielten an Gewicht a, hatten im Ankauf gekostet b, und wurden in demselben Jahre den 23. October in Amsterdam verkauft c.

Rohe

*) Three Reports, S. 87.

	a	b	c
Rohe Seide von Nanking — —	13,242 Pf.	11,900 Guld.	121,000 Gl.
Dito von Canton — — —	5080 "	33,800 " "	31,100 "
Spiauter — — — —	138,250 "	28,800 " "	32,500 "
Bindrottings — — — —	34,000 "	4,140 " "	2,200 "
Sternanies — — — —	2,170 "	400 " "	3,900 "
Chinawurzel — — — —	13,700 "	2,070 " "	11,600 "
Galingawurzel — — —	17,000 "	1,900 " "	3,900 "
Thee Bohe' — — — —	292,950 "	114,840 " "	136,400 "
" Congo — — — —	862,000 "	890,640 " "	1,142,100 "
" Souchon — — —	46,330 "	79,380 " "	69,500 "
" Pecco — — — —	61,750 "	120,780 " "	281,900 "
" Hysan — — — —	57,700 "	133,920 " "	143,500 "
" Hysan Schin — — —	9,440 "	10,260 " "	14,160 "
" Tunkai — — — —	16,900 "	13,930 " "	19,640 "
" Songlo — — —	29,000 "	23,040 " "	34,800 "
" Joosjes } " Sulang } — — —	2,270 "	7,490 " "	17,000 "
Nankings und andere Baumwollenwaaren	21,908 St.	40,750 " "	49,200 "
Seidenwaaren — — —	2,800 "	124,130 " "	140,000 "
Porcellain — — — —	— —	57,820 " "	57,820 "
		1,807,090 " "	2,312,220 Gl.

Nach

Nach dieser Rechnung erhält die Gesellschaft jährlich, wenn sie vier Schiffe nach China ausrüstet, etwa 2,750,000 Pf. Thee, also weniger als in vorigen Zeiten, wo sie drei bis vier Millionen Pf. einzukaufen pflegte, und im Vergleich mit der englischen Theeausfuhr eine geringe Quantität. Die ostindische Gesellschaft in London hat seit 1784 ihre Theeausfuhr von fünf bis sechs Mill. Pfunden, bis sechszehn Millionen und drüber vermehrt. In dem einzigen Jahre 1792 verkaufte sie 17,100,000 Pf. für 2,457,400 Pf. St. *). Die holländische Compagnie hoft indeß von dem vorgeschlagenen Verbote der fremden Theeeinfuhr in die vereinigten Provinzen, und daß andere ostindische Gesellschaften wegen der brittischen Commutationsakte, die ihnen alle Aussicht benimmt, England wie bisher heimlich mit Thee zu versorgen, weniger Thee in Canton kaufen werden, ihren dermaligen Theehandel zu erweitern.

Die Compagnie hat bisher den Handel mit diesen weit umher zerstreuten Besitzungen mit eigenen Schiffen betrieben, die auf den Werften der verschiedenen Kammern, und zum Theil in Indien erbaut wurden. Sie besaß bei Anfange des Krieges mit England, 123 Schiffe ver-

*) Dundas Speech. Append. S. 16.

verschiedener Größe, wovon 107 zu den Fahrten nach Indien und zurück gebracht werden konnten. Im Februar 1791 bestand ihre navale Macht in Indien und Europa aus 137 Schiffen, davon hielten 64 hundert und funfzig Fuß in der Länge, 28 hundert und vierzig Fuß, und die übrigen waren kleiner, und dienten zum Theil als Packetbote. Mit diesen Schiffen wird der Handel von Batavia nach den verschiedenen Comtoiren geführt, womit bisher 20 bis 24 Schiffe beschäftigt waren, oder sie bringen indische und andere Retourwaaren nach Europa; dies geschahe bisher durch 22 bis 28 Schiffe, ohne die aus Canton zurückkehrenden Chinafahrer. Im J. 1790 bestand diese Retourflotte aus 30, und im folgenden Jahre aus 26 Schiffen, die Chinafahrer mitgerechnet *). Jede Kammer besorgt noch jährlich Versendungen nach Indien und China, entweder um Truppenverstärkungen herüberzuführen, oder Waaren und Contanten nach Batavia zu schaffen. An Waaren und europäischen Produkten sind bisher nach Indien jährlich versandt worden, für 1,571,100 Gulden **). Doch werden unter diese Ausgabe viele Artikel gerechnet, die zur Ausrüstung der Schiffe gehören, oder für die Equipage auf der Reise nöthig sind.

Zieht

*) Nieuwe Nederl Jaarboeken 1790. S. 2610.
**) Zaaken, D. 24. S. 130.

Zieht man diese Artikel von den jährlich versandten Cargasonen ab, so kosten die Waaren, welche Indien bisher von allen Kammern erhalten hat, nach den Einkaufspreisen in den Niederlanden gerechnet, jährlich 900,000 Gulden, darunter werden für Tücher, wollene Zeuge, Seidenwaaren ꝛc. nur 131,700 Gulden gerechnet. Amsterdam hat bisher an europäischen Waaren und Produkten nach Indien für 228,100 Gulden versandt *). Die Anzahl der jährlich nach Indien bestimmten Schiffe, die nach dem neuen Plan, eben wie die vorigen, vermindert werden sollen, ist nicht alle Jahr gleich. Indessen sind deren von 1759 bis 1780 in den Niederländischen Kammern nach Indien 645 ausgerüstet worden, die an Matrosen, Soldaten und anderer Mannschaft 175,263 Personen herüberführten. Davon giengen ab:

1770	23	Schiffe	mit	7141	Mann.
1771	34	—	—	9920	—
1772	35	—	—	9707	—
1773	31	—	—	8508	—
1774	28	—	—	7475	—
1775	31	—	—	8405	—
1776	32	—	—	7835	—
1777	25	—	—	6007	—
1778	19	—	—	4092	—
1779	34	—	—	6942	—
1780	25	—	—	5235	—

Man

*) Zaaken, D. 24. S. 155. 172.

Man bemerkt an der ausgehenden Mannschaft sichtbar den Einfluß des nordamerikanischen Krieges, während dem sich viel weniger Rekruten in Holland einfanden, ihr Glück in Indien zu versuchen. Daß die Anzahl der ausgehenden Schiffe nach den Jahren so sehr verschieden ist, rührt davon her, daß manche durch Gegenwinde und andere Hindernisse aufgehalten werden, zur festgesetzten Zeit auszulaufen, und daher erst im folgenden Jahre mit der indischen Flotte abgehen.

Die Summen, welche der indische Handel den Niederlanden und dem übrigen Europa kostet, die sich dort mit Gewürzen, Farbematerialien und andern Waaren versehen, sind beträchtlicher als man bisher geglaubt hat, und Holland allein hat in einzelnen Jahren dadurch größere Summen verlohren, als man sonst für Geldausfuhr aller indischen Gesellschaften anzunehmen pflegte. Der Verfasser eines sehr lehrreichen Buchs *), der über die europäische Geldausfuhr sehr interessante Untersuchungen angestellt hat, berechnet die Baarschaften, welche jährlich von allen ostindischen Gesellschaften nach Asien exportirt werden, nur auf 30 Millionen Livres. Allein diese Angabe ist für jetzige Zeiten viel zu geringe. Denn blos aus London ver-

*) Recherches sur le Commerce, T. I. Partie I. S. 128.

versandte die englisch = ostindische Compagnie dahin:

1785	724,311	Pf. St.
1786	749,833	—
1787	646,798	—
1788	489,192	—
1789	787,078	— *).

Die niederländische Gesellschaft hat dagegen zum Waarenankauf und zur Unterstützung ihrer verschiedenen Comtoire, die von Europa erhalten werden mußten, baar nach Indien übermacht, wie durch ihre Bücher bewiesen ist:

1770	5,102,266	Gulden.
1771	3,998,082	—
1772	4,117,843	—
1773	4,349,083	—
1774	4,725,059	—
1775	5,446,448	—
1776	3,427,873	—
1777	3,113,365	—
1778	2,052,995	—
1779	3,674,249	—
1780	7,731,344	—

Von den folgenden Jahren finden sich in den gedruckten Berechnungen keine ähnliche Anzeigen, sondern es wird nur überhaupt bemerkt,

*) S. G. Anderson General View of the Variations in the Affairs of the East - India Company, Lond. 1792. Append. IX.

merkt, daß vom ersten Junius 1781 bis zum letzten Mai 1790 von den verschiedenen holländischen Kammern 31,852,432 Gulden baar nach Indien giengen. Nemlich von

Amsterdam	23,867,486	Guld.
Delft	1,711,771	—
Rotterdam	1,828,567	—
Hoorn	2,723,822	—
Enkhuizen	1,720,748	—

Seitdem haben sich diese Geldrimessen vermindert. Man fand zwar 1791 nöthig, 2,880,000 Gulden nach Indien zu übermachen, aber 1792 wurden nur 2,400,000 Gulden baar dahin versandt, in dieser Summe aber die europäischen Waaren mit berechnet, die nach Indien gingen. Sind erst dorten alle beschlossenen Ersparungen ausgeführt, die neuen Handelsveränderungen zu Stande gebracht, und von der Gesellschaft die lästigsten ihrer Comtoire verlassen: so glaubt sie künftig die jährlichen indischen Rimessen mit 550,000 Gulden bestreiten zu können *). Aber bei dem gegenwärtigen Kriege mit Frankreich, und den Vertheidigungsanstalten, die sie in Indien treffen muß, scheinen diese goldenen Zeiten noch etwas entfernt zu seyn. Selbst die Eroberung von Isle de France, welches durch seine Kaper die

*) Zaaken, D. 24. S. 115. 122.

die indischen Gewässer beunruhigen soll, und wozu die Gesellschaft vielleicht Truppen und Schiffe hergeben muß, würde nur die indischen Ausgaben vermehren.

Der Ertrag der jährlichen Auctionen muß nicht nur diese gewöhnlichen Geldrimessen aufbringen, sondern auch die Wechsel bezahlen, die Batavia und andere Comtoirs jährlich meist für Waarenankauf auf die Gesellschaft ziehen, und alle übrigen Ausgaben der Gesellschaft bestreiten. Weil die Gesellschaft bisher ihre Angelegenheiten in ein geheimnißvolles Dunkel verhüllte, und die Berechnungen ihrer Einnahme und Ausgabe, nebst dem wahren Zustand ihrer indischen Besitzungen, wie Staatsgeheimnisse betrachtete: so hat man freilich Verzeichnisse genug von den jährlich zu verkaufenden indischen Waaren, aber keine Angaben von dem Ertrag der jährlichen Auctionen. Selbst Herr Rainal, der bei seiner Schilderung der niederländisch-ostindischen Gesellschaft des Generalgouverneur Mossels Papiere vor sich liegen hatte, der diesen Posten von 1750 bis 1761 bekleidete, hat darüber nichts erfahren können. Neuere Beobachter des indischen Handels der niederländischen Gesellschaft haben freilich Gelegenheit gefunden, sich auch über diesen Gegenstand auszubreiten. Allein man findet bei einigen nur den Ertrag der Auctionen von älte-

ren Zeiten und einzelnen Jahren ausgehoben. Der anonyme Verfasser einer Beschreibung von Batavia *), hat wahrscheinlich aus handschriftlichen Nachrichten, nur im allgemeinen bemerkt, wie viel von 1720 bis 1729 aus den Auctionen der verschiedenen Kammern gelöset worden, ohne den Ertrag eines jeden Jahres in diesem Zeitraum bestimmt zu specificiren. Hr. Huysers hat diese reiche Geldquelle schon etwas genauer untersucht, und aus den Papieren eines verstorbenen Raths von Indien den Ertrag der Auctionen in jedem einzelnen Jahre von 1750 bis 1759 bekannt gemacht. Seine Angaben werden dadurch noch schätzbarer, daß er bei jedem Jahre bemerkt, was die jährlich verkauften Waaren der Gesellschaft im Ankaufe kosteten, z. B. 1758 verkaufte die Gesellschaft an indischen und chinesischen Waaren für 18,934,386 Gulden, diese hätten ihr im Ankaufe 6,506,717 Gulden gekostet, und 1759 wurden für 18,817,328 Gulden Waaren verauctionirt, welche an Ort und Stelle für 8,437,369 Gulden erkauft waren. Sonst haben beide Verfasser aus sichern Quellen geschöpft, wie die Auctionenverzeichnisse ergeben,

wel=

*) Batavia in deszelver Gelegenheit, Opkomst vortreflyke Gebouwen, Geschiedenissen, Koophandel etc. Amsterd. 1782. 4.

welche die Untersuchungscommission ihrem Berichte an die Staaten von Holland beigefügt hat. Aus diesem erfahren wir, wie viel die Gesellschaft in einem Zeitraum von siebenzig Jahren, von 1720 bis 1789 jährlich aus den Auctionen lösete, und wie in dieser langen Periode, die indische Zufuhr, oder die Nachfrage nach selbiger, abwechselte *). Die Jahre 1766 und 1767 waren für die Gesellschaft am vortheilhaftesten. Damals wurden von ihr im ersten Jahre für 27,100,414, und in dem zweiten für 25,306,489 Gulden verkauft, allein nie fiel der Ertrag so äußerst geringe aus, als in den Jahren 1782 und 83, wie folgende Berechnungen zeigen, die aus der vorher angeführten Quelle entlehnt, und wobei, wie bei allen in diesem Aufsatz vorkommenden einzelnen Datis, die einzelnen Stüver und Pfenninge weggelassen sind, die man aber in der Hauptsumme mit berechnet hat:

	Gulden.		Gulden.
1770	21,899,605	1775	19,375,990
1771	19,213,939	1776	19,851,455
1772	21,914,427	1777	19,988,492
1773	19,739,420	1778	21,219,074
1774	18,833,815	1779	20,166,984

*) Zaaken, D. 23. S. 98. Deel 24. S. 193.

	Gulden.		Gulden.
1780	19,201,420	1785	15,834,156
1781	20,905,643	1786	17,719,027
1782	5,914,887	1787	18,903,295
1783	7,089,664	1788	17,418,860
1784	12,915,051	1789	14,446,316

Die Gesellschaft verhandelte also in der ersten Hälfte obiger Jahre für 202,203,206, und in der zweiten nur für 150,348,324 Gulden. Von den Jahren seit 1789 hat sie nur calculative Rechnungen über den Verkauf der holländischen Kammern bekannt gemacht, die sich entweder auf Nachrichten aus Batavia von den wirklich versandten Waaren, auf ihre Magazinvorräthe, oder auf Zeitbedürfnisse stützten. Nach diesen war der Waarenverkauf

1790	6,172,888
1791	13,000,000
1792	17,604,704
1793	18,014,704

Fügt man nun noch den Auctionsertrag der Kammer Seeland hinzu, welche 1791 für drei Millionen Waaren verkaufte, so scheint die Gesellschaft sich wieder allmälig zu heben, ehe noch einmal alle neue Handelseinrichtungen und für nöthig befundene Verbesserungen und Ersparungen zu Stande gekommen sind. Un-

ter

ter diesen erwartet man von folgenden Einrichtungen beträchtliche Vortheile, die für das Ganze der Gesellschaft die erheblichsten sind.

Erstlich will die Compagnie ihren eigenen Handel blos auf Japan, China, die Molucken und die benachbarten Inseln einschränken, und blos das Monopol von Opium, Gewürzen, japanisch Kupfer, Zucker, Zinn, Pfeffer und Caffee von Java behalten, und diese Waaren theils in Batavia theils in den europäischen Kammern öffentlich verkaufen lassen.

Zweitens, will sie ihren Handel nach dem festen Lande, Bengalen, Coromandel und Malabar, ihren Bedienten oder andern Privatpersonen überlassen. Die Gesellschaft verläßt daher ihre dortigen Besitzungen ganz, oder behält hier nur einige Bediente, besondere Geschäfte zu besorgen. Sie tritt daher den Handel nach Suratte Privatpersonen ab, und behält in ihrer Loge nur einige geringere Bedienten, die ihr jährlich nicht mehr als 8000 Gulden kosten. Wegen des Pfefferhandels schränkt sie sich auf ein Comtoir in Malabar ein, wo sie, wie bisher, die gewöhnlichen Abgaben zieht, auch von Particulierschiffen, die hieher handeln, sich Zoll bezahlen läßt. Alle übrigen gehen ein. Dies Comtoir wird ihr jährlich zwar 131,000 Gulden kosten, aber durch die neue

Ein=

Einrichtungen und Verminderung der Bedienten ein Ansehnliches ersparen. Der ganze Handel nach Coromandel wird Privatkaufleuten überlassen, aber zwei Posten bleiben von ihr besetzt, deren Erhaltung jährlich 40,000 Gulden betragen wird. Particuliers können hier und in andern Handelsplätzen Baumwollenwaaren eintauschen, und gegen bestimmte Abgaben, nach Batavia und den Niederlanden führen, sie können aus Batavia nach Coromandel und andern Gegenden, Zucker, Gewürze, Kupfer und andere Waaren versenden. Den Handel mit bengalischen Seiden- und Baumwollenwaaren, giebt die Gesellschaft ebenfalls frei; da sie aber hier ferner für eigene Rechnung Opium und Salpeter einkauft: so verbleibet ihr die dortige Factorei, sie läßt aber diese Waaren mit Particulierschiffen abholen. Der ganze Handel nach der Westküste von Sumatra wird Privatkaufleuten überlassen, die Compagnie behält aber Padang mit sehr verminderten Lasten, die künftig zehntausend Gulden betragen werden. Sie wird, da sie so viele Etablissements, und den ganzen westlichen Handel aufgiebt, weniger Schiffe und Mannschaften brauchen, und durch alle diese Einrichtungen jährlich in den bisherigen Ausgaben 1,583,000 Gulden ersparen. Auch von Batavia durch vermehrte Zollgefälle von Particulierschiffen, die hier ein- und ausladen, größere Einkünfte

ziehen.

ziehen. Anstatt das der dortige Etat nie mit der Einnahme bestritten werden konnte, hat sie durch diese Einrichtungen jährlichen Ueberschuß, der wenigstens auf 242,000 Gulden berechnet werden kann. Privatpersonen können gegenwärtig in Europa für Indien, auch hier für Europa alle Waaren, außer die verbotenen, laden, doch müssen diese Waaren auf Compagnieschiffen, gegen bestimmte Fracht, versandt werden. Sie hoft mit dieser Fracht jährlich 600,000 Gulden zu verdienen. Alles, was für Rechnung der Privatkaufleute nach Europa geht, wird in den Auctionen der Gesellschaft verkauft, und sie genießt davon eine Recognition von 8 bis 15 pro Cent.

Drittens sollen verschiedene Posten, welche die Gesellschaft in der Nachbarschaft der Gewürzinseln inne hat, um Fremden die Fahrt dahin zu erschweren, ebenfalls wegen der großen Kosten verlassen werden. Sie will die Reiscultur in Banda und Amboina einführen, um der kostbaren Einfuhr von Java überhoben zu seyn, ihren indischen Bedienten, die sonst aus Europa Fleisch, Speck und andere Emolumente, unter andern Caapsche Weine erhielten, dafür etwas Gewisses an Gelde bezahlen, und überhaupt auf allen Comtoiren mancherlei bisher eingeführte Ausgaben einschränken. Dadurch denkt die Gesellschaft vors erste

jähr=

jährlich 960,000 Gulden zu ersparen, und es endlich dahin zu bringen, daß die indischen Besitzungen ihre Erhaltungskosten selber aufbringen müssen. Es ist kein Zweifel, daß in dem indischen Etat, vorzüglich beim Cap, in Ceylon und andern Posten, große Ersparungen gemacht, und bei andern der Ertrag vermehrt werden kann. Dieses zeigen folgende Tabellen sehr anschaulich, worin die wirklichen Revenüen und Ausgaben jedes einzelnen indischen Comtoirs vom Jahre 1787 aufgeführt, und die Ersparungen berechnet sind, welche die Gesellschaft künftig von den meisten erwartet. Von eben diesen sind oben Einnahme und Ausgabe nach den Jahren 1770 bis 1780 im Durchschnitt aufgeführt, hier aber ist, um Wiederholung zu vermeiden, auch zur bessern Uebersicht der in Zukunft wahrscheinlich erwarteten mehreren oder mindern Ausgabe das neueste Jahr gewählt worden, von dem die indischen Einkünfte bekannt sind. In der ersten Tabelle erscheinen Einnahme und Ausgabe nach dem Jahre 1787, von dem die Bewindhebber vollständige Etats vor sich hatten, und in der zweiten der künftige Ertrag sämmtlicher indischen Besitzungen.

	Lasten.	Einkünfte.	
Batavia = =	2,814,200	1,961,684	Gl.
Ceylon = =	1,677,320	823,362	—
Coromandel *)	= = =	= = =	
Malabar = =	342,072	229,820	—
Bengalen = =	180,390	327,139	—
Suratte = =	= = =	= = =	
Padang = =	= = =	= = =	
Bantam = =	74,020	11,750	—
Palembang =	70,239	4670	—
Malacca =	= = =	= = =	
Japan = =	109,541	139,353	—
Amboina =	216,430	63,732	—
Banda = =	176,523	15,088	—
Ternate = =	297,120	38,365	—
Macassar =	184,613	65,613	—
Timor = =	24,786	7,728	—
Samarang =	330,407	495,974	—
Cheribon =	14,430	36,764	—
Banjermassing	52,448	11,841	—
Cap d. gut. Hofn.	1,798,717	348,379	—
Puntiana =	12,068	4631	—
	8,375,324	4,585,893	—

Da

*) Von dieser Küste, so wie von den folgenden Niederlassungen, Suratte, Padang und Malacca, waren damals, wie diese Uebersicht gemacht ward, die speciellen Berechnungen

gen

Da nach dieser Berechnung die Gesellschaft bei den angeführten Besitzungen, jährlich 3,789,000 Gulden einbüßte, und bekanntlich ihre Officianten auf den mehresten Plätzen, vom Handel sowol als auf andere Art so große Vortheile einerndten: so war allerdings zu verwundern, daß sie nicht gleich nach dem Frieden das vornahm, was endlich 1791 beschlossen wurde, eine außerordentliche Commission nach Indien zu senden, um den dortigen so lange gerügten Gebrechen abzuhelfen. Unterdessen hat die Gesellschaft durch Einziehung verschiedener Posten, Ver-

gen nicht angekommen. Man kann aber die dortige Einnahme und Ausgabe, aus dem oben S. 200. rc. gegebenen Durchschnitt von 1770 bis 1780 in gewöhnlichen Jahren übersehen. Da Huysers bei den meisten indischen Comtoiren beide Posten nach dem Jahre 1779 anführt, so will ich hier zur Erleichterung der anzustellenden Vergleichung, aus seiner Beknopten Beschryving diese von drei hier fehlenden Etablissements von 1779 wiederholen:

	Ausgabe.	Einnahme.	
Coromandel	452,133	427,131	Guld.
Padang	53,675	74,577	=
Malacca	113,235	162,520	=

Dies Jahr aber war der Gesellschaft bei Malacca ausnehmend günstig, da sie hier gewöhnlich eine beträchtliche Einbuße hatte.

Verminderung der Officianten, Aufhebung der direkten Schifffahrt und anderer Einrichtungen, schon manche lästige Ausgabe vermindert, auch hin und wieder ihre Einnahme verbessert, wie folgende calculative Berechnung beweißt:

	Lasten.	Einnahme.	
Batavia	2,706,236	2,948,537	Guld.
Ceylon	1,345,761	794,755	—
Coromandel	40,000	—	—
Malabar	200,000	69,000	—
Suratte	8,000	—	—
Padang	10,000	—	—
Bantam	66,098	8607	—
Palembang	60,627	6586	—
Malacca	141,925	183,410	—
Amboina	246,447	64,077	—
Banda	206,822	80,935	—
Ternate	214,010	83,219	—
Macassar	155,736	76,878	—
Timor	16,812	16,018	—
Samarang	346,744	419,224	—
Cheribon	18,935	40,829	—
Banjermassing	16,018	3,180	—
Am Cap	535,420	199,045	—
Puntiana	9,782	2,289	—
	6,576,888	5,109,449	Guld.

Vier=

Viertens, wird sie in den Niederlanden sowol als in Indien eine Menge überflüßiger Beamten eingehen lassen, die Fahrt nach Indien mit weniger Schiffen betreiben, und dadurch große Ausgaben auf den Schiffswerften ersparen. Zu dem Ende hat einer von den indischen Commissarien, Herr Nederburg vorgeschlagen, jährlich in allen Kammern, statt der oben bemerkten größern Anzahl, zehn Schiffe auszurüsten, von denen vier nach Batavia, zwei nach Ceylon, und vier nach China gehen; auf gleichen Fuß wird die Retourflotte vermindert werden, indem, außer vier Chinafahrern, nur zwei bis drei Schiffe von Batavia, und eben so viel von Ceylon jährlich zurückkehren sollen. Für den indischen Zwischenhandel, den sich die Gesellschaft nach den östlichen Gewässern vorbehält, werden auch weniger Schiffe nöthig seyn, und dieser kann von Batavia aus füglich mit dreizehn bis vierzehn Schiffen bestritten werden, indem, Japan und Banda ausgenommen, für alle beibehaltenen holländischen Niederlassungen von Malacca bis Timor jährlich ein Schiff hinlänglich ist, Waaren dahin zu führen, und ihre Produkte abzuholen. Nach Japan indessen gehen vor wie nach zwei Schiffe und eben so viel nach Banda, um diese Insel mit Reis zu versorgen, so lange die Cultur desselben noch nicht eingeführt ist.

Die

Die Gesellschaft gewinnt dadurch ansehnliche Summen, wie schon die Vergleichung der ehemaligen Kosten, und der jetzt ergriffenen Mittel ausweißt. Ehedem konnten die sechs Kammern kaum mit 4,488,140 Gulden die Kosten der jährlichen Ausrüstungen nach Indien bestreiten, was ihnen nemlich der Anbau, Ausbesserung der Schiffe, Sold der Equipage, deren Unterhalt auf der Reise und andere Nothwendigkeiten zu kosten pflegten. Jetzt werden zu diesen Ausgaben nur 3,216,000 Gulden nöthig seyn. Wenn, wie im Jahre 1792 der Vorschlag war, nur acht Schiffe nach Indien gehen, so ersparte allein die Kammer Amsterdam 873,000 Gulden.

Fünftens, soll die bisherige Opiumsocietät aufgehoben werden, und die Gesellschaft will diesen Handel, der auf den östlichen Inseln sehr vortheilhaft ist, für eigne Rechnung treiben, wodurch sie jährlich 350,000 Gulden zu gewinnen hoft.

Sechstens, wird die Gesellschaft von allen ihren Civil- und Militairbedienten in Indien verschiedene bisher dort nicht eingeführte Abgaben heben, wovon sie jährlich 500,000 Gulden erwartet. Diese bestehen aus einem Dongratuit oder dem 50. Pfenning von allen

Ein-

Einkünften, nach drei verschiedenen Terminen, die Hälfte wird baar, und die andere in Papiergeld bezahlt, wovon in verschiedenen Besitzungen große Summen circuliren. Man schlägt den Ertrag dieser Vermögensteuer auf 900,000 Gulden an. Da sie aber binnen drei Jahren bezahlt wird, jährlich nur auf 300,000. In einer Chargensteuer oder dem sogenannten Amtgelde, von den gesammten Einkünften des ersten Jahres aller Bedienungen, doch daß in den ersten vier Jahren nur der vierte Theil der Besoldung allmälig abgetragen wird. Ferner in der Erbschaftssteuer (Collateral), wie diese in Holland eingeführt ist, und dem Kopfgelde von allen Sklaven. Diese drei letzten Taxen werden jährlich auf 200,000 Gulden berechnet, und sollen zu Verbesserung der indischen Einkünfte verwandt werden.

Siebentens, ist bereits eine außerordentliche Commission nach Indien gegangen, mit aller Gewalt Reformen zu machen, und Mißbräuchen abzuhelfen. Sie besteht aus vier Personen, dem ersten Syndicus der Gesellschaft, Hrn. Nederburgh, dem Seekapitain Frykenius ebenfalls in ihren Diensten, dem dermaligen Generalgouverneur und dem Generaldirecteur in Batavia. Sie werden kaum in

drei

drei Jahren ihre Geschäfte beendigt haben, und den beiden ersten ist ein ansehnlicher Gehalt von 70 und 90,000 Gulden jährlich ausgesetzt. Ihre Wittwen und Kinder bekommen von der Gesellschaft Pension, wenn sie, während ihrer Abwesenheit, mit Tode abgehen sollten, und überdem beide Commissarien nach ihrer Zurückkunft in Europa ansehnliche Zulage, außer ihren bisherigen Besoldungen. Jedem werden überdem als Reisekosten bei der Abfahrt nach Batavia 15,000 Gulden voraus bezahlt.

Die Untersuchungsakten, aus denen die meisten vorher mitgetheilten Berechnungen und Abgaben gezogen sind, enthalten freilich die interessantesten genauesten Data über den bisherigen Zustand der Gesellschaft, der Etat ihrer gesammten jährlichen Einnahme und Ausgabe, ist aber darin dem Publikum lange so deutlich nicht vorgelegt, als man in den Berichten der Londner Compagnie gewohnt ist, die dem brittischen Parlament jährliche Rechnungen über den Fortgang oder die Abnahme ihrer Geschäfte vorlegt. Auch werden in den Bilanzen der niederländischen Gesellschaft einzelne Posten selten gehörig specificirt, außer in den Papieren der Kammer Amsterdam. Ich kann dahero den wahren Finanz-Zustand dieser Gesellschaft

nicht

nicht genauer schildern, als ich ihn in meinen Quellen finde.

Das Jahr 1790 ist das letzte, wovon die wirklichen Bilanzen den Staaten von Holland vorgelegt wurden. Damals zog die Gesellschaft von ihren Auctionen in Europa 14,421,050 Gulden. Ihre sämtlichen Ausgaben, davon die vornehmsten gleich specificirt werden sollen, betrugen 26,004,765 Gulden. Sie hatte also in diesem Jahr ein Deficit von etwa 11,283,000 Gulden, und ward dies Deficit mit gerechnet, 96,110,526 Millionen Gulden schuldig. Dagegen besaß die Gesellschaft in Europa an Waarenvorrath, ausstehenden Schulden, Baarschaften und Materialien zukünftiger Ausrüstungen, 15,172,789 Gulden. Unter dieser Summe aber wurden die Ladungen, die von Indien unterwegs waren, ihr dortiger Waarenvorrath, alle ihre Schiffe, Packhäuser ꝛc. nicht mitgerechnet. Für 1794 oder das jetzt laufende Jahr, stellten die erwähnten Commissarien, weil um diese Zeit verschiedene Verbesserungen bereits vorgenommen sind, die Lage der Gesellschaft in ein viel vortheilhafteres Licht.

Die Einnahme ward geschätzt 18,422,601 Gl.

Die

Diese bestand in dem Ertrag der Auctionen, dem Frachtlohn, und den Recognitionen der Privatkaufleute. Beide letzte Posten wurden nur zu 800,000 Gulden angeschlagen. Sie glaubte für 4,687,500 Gulden Javaischen Caffee, für 2,737,500 Gulden Pfeffer, für 348,000 Gulden Zucker, und für 4,311,000 Gulden an Zimmt, Nelken und andere feinen Gewürze zu verkaufen. Ueberhaupt ward der Ertrag der diesjährigen Auctionen auf 17,622,601 Gulden berechnet.

Dagegen ward die Ausgabe auf 18,281,625 Gulden angeschlagen. Nemlich:

An Interessen und jährlich allmälig abzuzahlenden Capital	4,000,000 Gld.
Von den gemachten Anleihen kann die Gesellschaft jährlich nur 700,000 Gulden abtragen, hoft aber diese Abzahlung durch jährlich ersparte Zinsen vermehren zu können.	
An Dividenden für die Interessenten jährlich 12½ pro Cent	831,625 —

Davon erhält der Statthalter als Oberbewindhebber 25,000 Gulden jährlich.	
An Assignationen *), welche Batavia und Ceylon auf die Gesellschaft für ihren Waarenankauf wahrscheinlich ziehen werden	3,000,000 Gld.
Nach Indien werden in diesem Jahre an Waaren und Baarschaften versandt	2,400,000 —

Da

*) Diese Wechsel werden von den indischen Regierungen für den Ankauf der nach Europa versandten Waaren gezogen, und von jeder Kammer nach ihrer größern oder geringern Zufuhr bezahlt. Vom 1sten Junius 1781 bis zum letzten Mai 1790 sind 27,350,716 Gulden, dergleichen Wechsel blos für die holländischen Kammern nach Europa gekommen, davon mußten in diesem Jahrzehend bezahlen:

Amsterdam	18,686,336 Guld.
Delft	2,141,902 —
Rotterdam	2,198,159 —
Hoorn	2,229,303 —
Enkhuizen	2,195,114 —

Da die indischen Einkünfte noch nicht so haben regulirt werden können, daß man diese mit den dortigen Einkünften bestreiten kann, so wird fürs dortige Deficit, welches 1795 wahrscheinlich aufhört, gerechnet 800,000 Gld.

Sämmtliche Ausgaben in Europa 7,000,000 —

Unter dieser Rubrik gehören manche einzelne Posten, Besoldungen, Anbau und Ausrüstung der Schiffe, Sold der Equipage, Landesabgaben rc.

Letztere sind für die Gesellschaft nicht ganz unbedeutend. Dahin gehören die Zölle von der Ein- und Ausfuhr aller Waaren für die Gesellschaft, wofür sie jährlich 383,440 Gulden bezahlt, der 100ste und 200ste Pfenning von den jährlichen Dividenden 289,805 Gulden. Eben der-

selbe von den Obligationen der ganzen Gesellschaft und jeder einzelnen Kammer 113,190. Das Amtgeld aller salarirten Beamten der Gesellschaft in Europa 34,540. Das Waggeld, welches halb der Verkäufer und das übrige der Käufer entrichten muß, wovon also die Compagnie jährlich 172,000 Gulden bezahlt. Endlich die Imposten auf alle von ihr verschiffte Lebensmittel, die man jährlich auf 600,000 Gulden berechnen kann, so daß die Gesellschaft zu den Einkünften der gesammten Republik, wenigstens eine Million Gulden beträgt *).

Zufällige Ausgaben	250,000 Gld.
	18,281,626 Gld.

Nach

*) S. Zaaken, D. 24. S. 184. 195. — Die Londner ostindische Gesellschaft hat von 1787 bis 1791 dem Staat blos an Zoll für ihre gesammte Einfuhr bezahlt: 3,955,002 St. oder jährlich in diesem Zeitraum 5,630,000 Rthlr. Andersons general View App. n. IV.

Nach dieser Rechnung hatte die Gesellschaft also einen Bestand von 140,926 Gulden, der freilich für ihre ausgedehnten Geschäfte, und die Größe ihres Gebiets, von geringer Bedeutung ist. Er ist auch wirklich so bald noch nicht zu erwarten. Denn in diesem calculativen Etat haben die Bewindhebber keine Interessen der Gelder berechnet, welche die Gesellschaft 1791 und 1792 aufnehmen müssen, auch nichts für die Kosten der indischen Commission. Der Verkauf und Preis der Waaren, welche die Gesellschaft jährlich zu Markte bringt, hängt von mancherlei Umständen ab, die nicht vorherzusehen sind, und wie leicht kann der Verlust eines oder mehrerer Schiffe, das schöne Gebäude des erwarteten Wohlstandes zerstören.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sprengel, Matthias Christian

Auswahl der besten ausländischen geographischen und statistischen Nachrichten zur Aufklärung der Völker- und Länderkunde

Bd.: 2

Halle (1794)

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.o.56(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11450404-9
VD18 8045349X-001